

Die Insel Rote (Rotti).

Von

Schulinspektor N. Graafland¹⁾ in Batavia.

Am 12. Oktober 1887 ging ich abends 10 Uhr in Gesellschaft des Residenten von „Timor und Zubehör“ in Kupang, dem Sitz der Residentschaft, an Bord des Regierungsdampfers „Schwalbe“, Kapitän Soeters.

Die See war ruhig und das Firmament über uns klar und mit einem Heer glitzernder Sterne übersät, wie man es in unsern nördlichen Breiten nur selten erschaut. Eine schwache Brise wehte von den Bergen von Timor herab, so daß man in wohlthuender Weise von der erstickenden Hitze des Tages aufatmen konnte, welche in dieser Jahreszeit auf Timor und den umliegenden Inseln beinahe unerträglich ist. Fünf Monate lang hatte es keinen Tropfen geregnet, und der Himmel war wolkenlos geblieben. Diese Erscheinung hängt mit der Jahreszeit zusammen. Der trockene oder Südostmossun hält von Mai bis Oktober an, während der Regen- oder Westmossun in die Monate November bis April fällt.

Der Anker ward alsbald gelichtet, und in ruhiger Fahrt von 6 Meilen brachte uns das Fahrzeug während der Nacht um die mitten zwischen Timor und Rote gelegene Insel Sema u w herum nach dem Orte unserer Bestimmung. Bei Anbruch des Tages lag die Insel Rote vor uns, und langsam herandampfend, erblickten wir $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr den weiß angestrichenen Leuchtturm, welcher eine der an-

1) Der Verfasser stand früher als Missionar im Dienste der Rotterdamer „Niederländische Zendelinggenootschap“, bis ihn dann die Kolonialregierung zu dem einflußreichen Posten eines Schulinspektors für einen Teil ihrer ostindischen Besitzungen berief. Er hat sich auch litterarisch vorteilhaft durch seine Beiträge zur Landeskunde der Minahassa bekannt gemacht; der vorliegende Bericht über Rote hat zuerst Aufnahme in den „Mededeelingen von wege het Nederlandsche Zendelinggenootschap“ gefunden, über welches Organ die diesmalige „Litterarische Rundschau“ eine Notiz enthält.

sehnlichen Höhen hinter der Negerei²⁾ Baä krönt, in der That eine treffliche Landmarke. Aber man traut seinen Augen nicht. Ist das wirklich eine der Tausende von Inseln in unserm fruchtbaren Archipel? Zunächst fühlt man sich enttäuscht; an Stelle eines üppigen Pflanzenwuchses bietet sich dem Auge nichts als eine wogende Berglandschaft von kahler Kalksteinformation dar. Der südöstliche Teil des Archipels zählt indes mehr solcher Inseln.

Übrigens ist der Anblick Rotes auf dieser Seite doch nicht ohne einen gewissen Reiz, wenn auch die kahlen Felsen und entblößten Bergketten keine solche Anziehungskraft ausüben, wie sonst das ewige Grün mit den eingestreuten bunten Farben; aber gerade die Abwechslung für das Auge, welches, von den Höhenzügen abwärts blickend, in der zwischen verschiedenen Baumarten versteckt liegenden Negerei Baä einen angenehmen Ruhepunkt findet, läßt auch dieses Bild nicht reizlos erscheinen.

Baä ist der Hauptort der Insel, wohl hauptsächlich wegen seiner bequemen Lage für den Handel. Hier wohnt auch der Beamte, der im Namen der Regierung unter der Oberleitung des Residenten von Timor und Zubehör unsere Herrschaft repräsentiert, eine beschwerliche Aufgabe, weil es sich hier nicht um eine direkte Ausübung der Herrschaft handelt; es erfordert viel Takt, um trotzdem dasjenige durchzusetzen, was sowohl dem Lande und der Bevölkerung, als auch der Kolonialregierung von Nutzen ist. Dem einsichtsvollen Beamten zum Ruhme sei es hier übrigens ausgesprochen, daß hier zur Entwicklung und Beförderung des Wohlstandes viel ausgerichtet wird, was ein direktes Regiment nicht besser machen konnte.

Der Handel wird in Baä durch einige Chinesen, mehrere Mohammedaner und ein paar Bürger von Kupang repräsentiert. In ihren wenig geräumigen Tokos²⁾ liegen meist Waren und Stoffe zum Gebrauche der Eingeborenen aus, als z. B. Reis, gedörrter Salzfisch, Petroleum, verschiedene Leinwandsorten, Kleidungs- und Möbelstoffe, Toilettenartikel, Nähzeug, Messer, Zwieback und Cakes von Huntly und Palmer, aber auch Arak, Genever, Brandy, Bier und Wein. Mangel braucht man da also nicht zu leiden. Die Wohnung des Regierungsbeamten macht mit ihrem geräumigen Vorplatze, welcher in hübscher Anordnung mit Blumen und fremden Sträuchern bepflanzt ist, einen angenehmen Eindruck und liefert den Beweis, daß man sich auch in der Wildnis ein liebliches Plätzchen schaffen kann.

Die Schule in Baä liegt nicht am Meeresufer, sondern einen Paal³⁾ landeinwärts; die Negerei dehnt sich bis dahin und noch weiter aus. Wir würden nach unserer Anschauung von zerstreuten Weilern reden, die einen Namen und einen Bürgermeister haben, welcher letzterer hier den Titel Radscha führt. Unter ihm stehen 23 Kampons oder Weiler. Das Terrain ist meist bergig, und so legt man, die Hitze

1) Ortschaft, Dorf.

2) Schuppen, Bude.

3) Ein Paal = 1507 m.

schaft
n Sitz
albe“,

d mit
nörd-
e von
Weise
he in
einahe
n ge-
schei-
Süd-
oder

t von
n die
erum
s lag
n wir
er an-

Neder-
m ein-
zungen
landes-
zuerst
schap“
Notiz

noch in Betracht gezogen, auch eine solche kurze Strecke am liebsten zu Pferde zurück; derselben Beförderungsweise bedienten wir uns auf unserer ganzen Inseltour. Baä also, mit seiner Bevölkerung von 2000 Seelen — darunter 400 wehrhafte Männer — rühmt sich einer Schule. Das Schulgebäude besteht aus einem vor kurzem erbauten, langausgedehnten, rechteckigen, offenen Schuppen, und zwar erhebt sich auf einer Unterlage von Mauerwerk, die durch einen Erdwall verstärkt wird, ein 4 Fuß hoher Bretterverschlag. Die Säulen, auf denen das Dach ruht, sind behauen, aber nicht abgehobelt und ragen nur 6—7 Fuß aus der Erde heraus. Ihr oberes Ende ist halb eingekerbt, um die Querbalken, welche die Bedachung tragen, mit Seilen von der Lontar- und Gewangpalme daran befestigen zu können. Zu dem ganzen Gebäude ist kein einziger Nagel verwendet worden; alles wird mit Stricken von zusammengedrehter Baumrinde oder von den Blattrippen einer der genannten Palmenarten verbunden. Zu Dachsparren werden ebenfalls Latten von der Gewangpalme genommen; auch die als Deckmaterial dienenden Blätter stammen von derselben Palme und werden mit den aus Blattrippen gedrehten Schnuren befestigt. Wie primitiv solches Material und wie ungekünstelt auch die Bearbeitungsweise sein mag, so gereicht das Ganze doch schließlich dem, der an dergleichen ländliche Staffage gewöhnt ist, zur Befriedigung. Was uns weniger gefiel, war das niedrige überhängende Dach, welches im Innenraume viel Licht raubte. Als Entschuldigung führte man an, daß sonst Regen und Wind die Insassen zu sehr belästigten; aber diesem Übelstande könnte besser durch die von den Eingeborenen hergestellten primitiven, für ihren Zweck aber sehr praktischen Jalousien abgeholfen werden. Eine eigentliche Decke fehlt, und so sieht man das Dach mit den herabhängenden Blättern und Schnüren in seiner ganzen ländlichen Einfachheit direkt über sich. Schließlich stößt man sich nicht mehr daran, aber unangenehm ist es immerhin, weil in solch einem Schuppen die Akustik eine schlechte ist. Das Mobiliar genügt einigermaßen seinem Zwecke; es sind Schultafeln mit festen Bänken da, aber die Maße zeugen von wenig Überlegung; die Bänke sind nämlich im Verhältnis zu den Tafeln meist zu niedrig und zu weit davon abgerückt. Ein paar Wandtafeln sind auch vorhanden, aber es fehlen passende Gestelle dazu; sie werden offenbar nicht viel gebraucht, denn das Aufstellen derselben ging sehr ungeschickt von statten.

Auch wird von seiten des Lehrers mit den Kindern nicht genug gesprochen, und ich fürchte, daß Langeweile, verursacht durch das „stille Wirken“ des Lehrers, die Hauptschuld an dem unregelmäßigen, wenn nicht schlechten Schulbesuche der Kinder trägt. Daher schreibt sich auch das geistlose, stumpfe Aussehen der Kinder, während man sonst unter diesen Leuten gerade ein sehr feuriges, sprechendes Auge findet, in dem man die Begier, Antwort zu geben, förmlich lesen kann. Überhaupt schreibe ich in Indien bei Schulversäumnissen die meiste Schuld dem Lehrer zu; denn es kann als Regel gelten, daß der Lehrer, welcher sich auf die Kunst versteht,

die Schüler zu fesseln, nicht über Schulversäumnisse klagen wird, auf welchen Posten man ihn auch stelle. Darum pflege ich die Lehrer, wenn sie über schlechten Schulbesuch klagen, an das malaiische Sprichwort zu erinnern: „Adalah gula, adalah semut!“ (Wo Zucker ist, sammeln sich die Ameisen.)

Das Lesen ging ziemlich sicher, aber gleichförmig und ohne die geringste Betonung; bei näherer Besprechung zeigte sich's, daß die Schüler das Gelesene wohl in etwas, aber nicht genug im Zusammenhang begriffen hatten. Unter den malaiischen Schulbüchern fehlt es übrigens nicht an solchen, deren Lesestoff gute Anleitung zu nutzbringender und anregender Besprechung giebt.

Ich sprach da eben von malaiischen Schulbüchern und nannte damit unwillkürlich eins der Hindernisse, welche sich einer sachlichen Unterweisung der Jugend in den Weg stellen; denn das Malaiische ist den Kindern hier eine ebenso fremde Sprache, wie das Spanische unserer niederländischen Jugend. Es giebt keine Bücher¹⁾ in ihrer Muttersprache, und sie müssen damit anfangen, eine fremde Sprache zu erlernen, und darin denken und sich unterhalten. Es ist eben zu mühsam und beschwerlich, um für jede Insel wieder besondere Schulbücher in der Landessprache zu haben. Auf Rote mit seinen 54000 Bewohnern²⁾ würde es sich um 2 Hauptdialekte handeln, anderwärts bisweilen um 8 oder 9 verschiedene Idiome. Könnte man die beiden Hauptdialekte zu einem verschmelzen, dann würde sich die Arbeit und die Ausgabe wohl verlohnen, in der rotenesischen Sprache einige Schulbücher und für die eingeborenen Christen eine Evangelienübersetzung herzustellen.

Von den auf solchen Inseln stationierten Hilfspredigern muß verlangt werden, daß sie die Dialekte der Eingeborenen studieren und sowohl für wissenschaftliche Zwecke als auch für ihren unmittelbaren Beruf sich eine so eingehende Kenntnis der betreffenden Sprache aneignen, um einen nützlichen und fruchtbaren Gebrauch davon machen zu können. Soweit die Lehrer von Rote selbst stammen, machen wir natürlich von deren Sprachkenntnissen in der Schule Gebrauch. Der Hauptlehrer von Baä stammt von da und empfing seine Ausbildung im Seminar zu Ambon. Er ist einer der hervorragendsten unter seinen Amtsgenossen, von denen viele einen großen Teil der ihnen beigebrachten Kenntnisse wieder vergessen haben. Daß trotz der schnellen Auffassungsgabe des genannten Lehrers seine Schule keinen gleich guten Eindruck macht, hat seinen Grund zunächst darin, daß ihm das bisher zu teil gewordene Lob in den Kopf gestiegen ist. Dann hat er wegen seines beträchtlichen Vermögens Anstöße in gesellschaftlicher Beziehung gehabt, die nachteilig auf seinen Charakter eingewirkt haben und seine Aufmerksamkeit in An-

1) Neuerdings ist ein Werk „Proeve eener spraakkunst van het Rottineesch door D. L. Manafe“ mit einer Einleitung von Professor H. Kern erschienen, welchem später ein ausführliches Wörterbuch folgen soll.

2) Nach andern sind es 62000.

spruch nehmen. Endlich fehlt es dem Lehrer an genügender Aufsicht und Anleitung; denn in einem Zeitraum von 10—12 Jahren konnte die hiesige Schule nur dreimal revidiert werden.

Es ist nun einmal eine Thatsache, daß der Eingeborene nicht auf sich selber fußen kann, sondern bei mangelnder Initiative fortdauernder Anleitung bedarf. Erst allmählich bei den späteren Generationen, wenn die ganze eingeborene Gesellschaft eine höhere Stufe erklommen hat, wird dieser Mangel schwinden.

Was das Rechnen anbelangt, so hatte der Lehrer wohl einige Kunstgriffe angewandt, die ihm vom Seminar her noch in der Erinnerung geblieben waren; aber er war zu wenig methodisch vorgegangen und hatte das, was seine Schüler fürs tägliche Leben bedurften, zu wenig im Auge behalten. Ganz verwahrlost war das Kopfrechnen, welches von mir einfach auf Pasar (Markt)-Rechnen reduziert wurde, weil letzteres allein für die Kinder praktische Bedeutung hat. In Schreiben waren die Leistungen genügend, aber wieder ohne Anpassung an die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Der erdkundliche Unterricht bezog sich auf die Residentschaft Timor mit Zubehör, wurden aber in langweiliger Weise erteilt. Das Singen geschah nach dem Gehör und war nicht sonderlich.

Doch trat bei alledem zu Tage, daß der Lehrer selbst genügend orientiert war und bei gutem Willen und gehöriger Anleitung einen tüchtigen Schulmann abgeben konnte.

Die Sonne hatte bereits den Zenith überschritten, als ich die Schule verließ und in meine Wohnung am Strand zum Regierungsvertreter zurückkehrte. Am folgenden Morgen sollte meine Reise durch die Insel beginnen. Man hat die Wahl, entweder zunächst westwärts zu reisen und dann den Weg durch den östlichen Teil der Insel zu nehmen, oder es umgekehrt zu machen. Man teilt die Insel nach dem Stande der Sonne ein in die Bezirke Matahari naik (Sonnenaufgang) und Matahari turun (Sonnenuntergang). Ich entschied mich, zunächst westwärts zu reisen und dann den Weg rings um die Insel zu verfolgen, weil alle Negereien — bis auf zwei — nicht weit vom Strand entfernt liegen. Rote ist nicht groß; es hat einen Flächeninhalt von 30,8 □ Meilen und ist als 5 □ Meilen größer als unsere Provinz Utrecht; aber letztere ist $3\frac{1}{2}$ mal stärker bevölkert als Rote mit seinen 54000 Bewohnern. Macht man die Tour um die Insel, so hat man einen Weg von 135 Palen oder ungefähr 203 km zurückzulegen.

Die Pferde auf Rote gehören einer kleinen Rasse an, sind aber sehr flink und haben einen nicht unangenehmen Paßgang. Aus letzterer Gangart verfallen sie manchmal in Trab. Sie vertragen übrigens das Aufsteigen von der linken Seite aus nicht, da die Eingebornen sich von rechts her auf das Pferd schwingen. Von europäischen Sätteln konnten wir Gebrauch machen, die Pferde lassen sich meist geduldig satteln, wenn auch nicht alle, denn der Eingeborene verschmäht die Benutzung eines Sattels. Dagegen ist unser Kopfgeschirr mit Stange und Trense hier unverwendbar, und man

muß sich darein schicken, daß dem Pferde ein einheimisches Geschirr von sehr primitivem Fabrikat angelegt wird, welches aus dem sogenannten Rapa, einem aus der Gewangpalme gedrehten Stricke, besteht; derselbe ist wegen seiner harten, rauhen Beschaffenheit für die Hand nicht angenehm, leistet aber beim Lenken des Pferdes sehr gute Dienste.

Meine Geleitsmannschaft bestand aus einem Vorreiter und 20 Berittenen, die in größeren Bezirken auf 40, 80, ja 120 Reiter anwuchsen. Das ist so Landessitte und ohne Beschwer für die Betreffenden, weil das Wort „Zeitverlust“ den Eingeborenen ein unbekannter Begriff ist, sie vielmehr eine Ehre darein setzen, dem Regierungsbeamten das Geleit zu geben und sich damit gleichzeitig einen Feiertag zu machen. Für das Ansehen unserer Regierung dürfte es nicht gut sein, diesen Gebrauch ohne weiteres abzuschaffen.

Wie sie zu Pferd sitzen, diese Rotenesen! Eine kleine, lose auf dem Rücken des Tieres liegende Matte und das gewöhnliche Geschirr, die Rapa, ist alles, was sie bedürfen. Etwas mehr hat ihr Anzug zu bedeuten. Wohl bedienen sich die meisten als einzigen Kleidungsstückes nur einer Art Schwimmhose, aber daneben haben sie um den Leib einen langen, breiten Kattunstreifen mit geblumten, phantastischen Mustern in schreienden Farben geschlungen, welche letztere gegenwärtig auch in Europa Anklang zu finden scheinen. Diese breite Schärpe läßt vorn und hinten oder an den Seiten die befranzten Enden herabhängen und bedeckt so noch einen Teil des Körpers. Über die Schulter — gleichgültig ob über die rechte oder linke — werfen die Eingeborenen ebenfalls eine lange, breite Schärpe, die sie im Winde flattern lassen, wodurch sie bei halbwegs martialischer Haltung eine recht imposante Figur machen. Als Kopfschmuck dient entweder ein Tuch von demselben Stoff, Farbe und Muster wie die Schärpe, alles meist einheimisches Fabrikat, oder das Haupt ist mit den possierlichsten Arten von Hüten und Kappen bedeckt, von den Helmen der portugiesischen Entdecker des 17. Jahrhunderts an bis zur Jockeymütze, wie sie gegenwärtig bei Wettrennen in Gebrauch ist. Alles ist eigenes Fabrikat, aus den Blättern der Lontar- oder Gewangpalme verfertigt, die sie mit wunderbarer Schnelligkeit zusammenflechten, bisweilen auch mit Blumen und Ornamenten verzieren.

Bei einer solchen phantastischen Kavalkade giebt der Vorreiter das Tempo an. Sieht er, daß der Beamte, den man geleitet, gut zu Pferd ist, so geht ein Zug des Wohlbehagens und Vergnügens über sein sonst so wenig bewegliches Gesicht; in seinem Auge sprüht es, und er spornt sein Roß zu schnellerer Gangart an. Ist das Terrain geräumig genug, so schwärmt das Gefolge nach rechts und links, wie Tirailleurs, aus; die einzelnen lassen die breiten Schärpen horizontal hinter sich wehen, feuern den Vorreiter an und stoßen dazwischen ein wildes, durchdringendes Kriegsgeschrei aus, während der schwere Hufschlag der Renner auf dem harten, ausgedörrten Boden ein dröhnendes Donnern verursacht.

Mit einer Schnelligkeit von einem Paal oder $1\frac{1}{2}$ km in 5 Minuten sausten wir den Weg entlang, während längs desselben hier und da ein Häuflein Zuschauer, vor allem Frauen, uns zujauchzten. Letztere sind bekannt wegen ihrer Schönheit; ihr Haar ist reich, rabenschwarz, voller Glanz, glatt oder bei manchen ein wenig gekräuselt; der Blick ist voller Leben und die Körperform eine zierliche. Viele tragen den Oberleib unbedeckt oder werfen nur in koketter Weise eine lose herabhängende „Salendang“ oder breite geblumte Schärpe von der oben beschriebenen Art über, während andere kurze Jäckchen tragen, und bei den Angesehenen die Kabaja mehr und mehr sich einbürgert. Bei den Geringeren gilt ein dicht über der Brust zugeknöpfter Sarong, welcher die Schultern entblößt läßt, als anständige Tracht. Die Frauen auf Rote haben viel und schwer zu arbeiten; sie schleppen ihre zwei Haiks, aus den Blättern der Lontarpalme geflochtene Eimer, mit Wasser aus dem in der Tiefe gelegenen Brunnen bergaufwärts in ihr Haus; dann holen sie das nötige Holz aus dem mehrere Palen weit entfernten Walde für die Küche; auch helfen sie auf dem Felde, während sie die freie Zeit dazu verwenden, am Webstuhl zu sitzen und Sarongs oder Salendangs herzustellen. In der Besorgung der Kinder werden sie manchmal von ihren Männern abgelöst. Letztere haben damit bisweilen genug zu thun, besonders wenn sie 2 oder 3 Frauen ihr eigen nennen.

Übrigens macht sich der Rotenese das Leben so leicht als möglich. Die Arbeit auf dem Acker übertreibt er nicht und bedient sich dabei meist der Hilfe seiner Frauen und Büffel; sein Wohnhaus erbaut er in Gemeinschaft mit anderen, und die Wege- und Gemeindearbeiten werden mehr spielend und schlendernd verrichtet. Die einzige Arbeit, die der Hausherr und seine Söhne sich nicht nehmen lassen, ist die Abzapfung des Tuak, des von der Lontarpalme gewonnenen Weines; es handelt sich hierbei darum, morgens und abends den vollgelaufenen Haik (Eimer) abzunehmen, auszugießen und nach dem Ausspülen an der betreffenden Palme wieder aufzuhängen; dann trägt der Mann, nachdem er ein gehöriges Quantum gekostet hat, den Saft nach Hause, wo er von der Frau zu Sirup oder noch dicker zu Zucker eingekocht wird. Dieser Sirup oder Zucker, mit zerstampftem Mais vermengt und zu festen Kuchen verbacken, macht das Hauptnahrungsmittel der Rotenesen aus. Daneben sind freilich, besonders in den Häuptlingsfamilien, noch andere Gerichte an der Tagesordnung.

Während wir durch das unebene Terrain reiten, bemerken wir längs der Hügelabhänge allerlei mehr oder minder regelmäßige geometrische Figuren, z. B. Vierecke, Dreiecke, Trapeze u. s. w., welche sich alle in rechtem Winkel zum Abhange hinziehen, mit regelmäßig verlaufenden kleinen Dämmen, welche breitere oder schmalere Flächen, je nachdem das Terrain mehr oder weniger steil abfällt, umrahmen. Es sind die Sawahs oder nassen Reisfelder der Rotenesen. Jetzt war freilich keine Spur von Feuchtigkeit vorhanden, und die Felder machten einen noch kahleren, verdorrteren und öderen Eindruck als

unsere Drentesche Haide im Winter. Man kann sich keine Landschaft denken, die deprimierender wirkt als diese traurigen Sawahfelder zwischen Baä und dem benachbarten Lelain; kein Grashalm, kein Baum, kein Vogel, nichts als dürre, eingeschnittene Lehmhügel ohne irgend welches Leben.

Es war glücklicherweise noch früh am Morgen; sonst muß die Hitze hier unerträglich sein. Wenn aber einen Monat später die Regenzeit einfällt, dann feuchten sich die trockenen Lehmschollen an; die vielen Dämme an den Abhängen halten das Wasser zurück, und auf dem durchweichten Felde erscheint der Rotenese, aber nicht etwa mit dem Pfluge, den kennt er nicht, auch wendet er weder Spaten noch Hacke an, sondern er kommt mit seinem Büffel und treibt ihn vor sich her; derselbe soll durch sein Stampfen den Grund auflockern und umwühlen. Wenn alles zu Schlamm und Schlick geworden ist, ebnet der Rotenese den Boden mit einer aus der Gewangpalme verfertigten Schaufel, besät ihn mit Padi (Reis in der Hülse) und überläßt alles weitere der Fürsorge der Natur. Von Ausjäten und Reinhalten des Feldes weiß er nichts, und daher kann es nicht befremden, daß die Ernte öfters sehr spärlich ausfällt. Die Anlage der Sawahs zeigt übrigens von Überlegung und bildet eine Staffel auf der Bahn zu höherer Kultur.

In langsamem Tempo klettern wir ein paar hundert Fuß über den Seespiegel empor und sehen hier und da etwas Grün an den Bäumen und in der Nähe des Wassers. In Lelain bewillkommt uns der Radscha; aber da er kein Malaiisch versteht, so giebt es nur eine stumme Konversation. Auch hier ist eine Schule, ein ebensolcher Schuppen wie in Baä, nur noch dunkler, obwohl er erst neuerdings erbaut ist. Der „König“ des Bezirkes, welcher über 2 Kampongs mit einer Gesamtbevölkerung von 270 Seelen — darunter 41 wehrbare Männer — gebietet, will auch seine eigene Schule haben, obschon die Schule in Baä nur 3 Pale oder $4\frac{1}{2}$ km, also etwa 1 Stunde Gehens, von hier entfernt ist. Die Schule rangiert hinter der zu Baä; aber der hiesige Lehrer ist bei guter Anleitung und Aufsicht wohl brauchbar.

Wir müssen noch 11 Palen weiter reiten. In Lelain mußten wir unsere Pferde mit frischen vertauschen; kein Radscha will sich dem Anteile entziehen, den er an der Entgegennahme und Lieferung von Pferden und Trägern für das Gepäck der Regierungsbeamten bis an das „Thor“ hat. Der Weg führt sonderbarerweise eine Weile im Bette eines Flusses dahin, in dessen Wasser zu plätschern unsern Pferden eine Erquickung ist, während wir die weniger erquickliche Botschaft vernehmen, daß der Fluß bisweilen Kaailui (Krokodile) beherbergt.

Dort kommt das Grenzmal in Sicht, bei welchem das Gebiet von Lelain endigt; auf einem Steinhäufen, anderwärts wohl auch auf förmlichem Mauerwerk erhebt sich der Grenzpfosten mit seinen beiden kreuzförmigen Querarmen, auf denen die Namen Lelain und Dengka — letzteres der folgende Bezirk — verzeichnet stehen. Dort

stehen die Berittenen vor Dengka bereits auf der Wacht und haben auch für mich ein frisches Pferd mitgebracht. Während dasselbe gesattelt wird, erkundige ich mich nach der Bedeutung von „Thor“, erhalte aber nur den Bescheid, „Thor“ bedeute eben Thor. Mit dieser Wissensbereicherung setzen wir unsere Reise fort. Der Empfang in Dengka war gut. Da stand der Radscha, ein im Dienste der Regierung ergrauter Mann, der mit der goldenen Medaille für verdienstvolle Leistungen dekoriert war.

Die dortige Schule ist groß, da sie manchmal mehr als 100 Schüler aufnehmen muß; der Baustil ist derselbe wie in Baä; indes ist ein Neubau geplant. Der Lehrer ist alt und hat um seine Pensionierung geboten; er hat dieselbe treulich verdient; aber es ist schade, daß er sich zur Ruhe setzen will, denn er hat Routine und seine Schule war ziemlich gut, obwohl sein Hilfspersonal nicht viel taugte.

Wir begeben uns ins Unterkunftshaus. Wer würde hier ein solch stattliches Gebäude erwarten, welches ganz aus Steinen aufgemauert ist und in guter Verteilung eine Veranda, Innenräume und große Stuben aufweist! Auch das Meublement ist dem Äußeren angepaßt. Man erkennt darin sofort die indo-europäische Hand, die das alles angeordnet hat. Selbst die Bettstelle und der Waschtisch zeugen davon. Freilich danach, ob alles in gutem Zustande erhalten und sauber und reinlich ist, darf man nicht fragen; das sind schon Faktoren einer mehr innerlichen Bildung. Die Zukunft kann das noch bringen, wie die Minahassa es beweist; aber gegenwärtig fehlt es auf Rote noch daran. Und was für Kontraste wird man hier gewahr! So steht z. B. hinter dem prächtigen Hause auf dem Hofraume ein Lattenverschlag mit einer Bestimmung, die man in den Niederlanden meist innerhalb des Hauses, in Indien außerhalb desselben abmacht; und zwar hat man hier den einem Schafstall ähnlichen Verschlag hoch über dem Erdboden angebracht mit einer Treppe, die selbst ein Matrose nicht gern erklimmen würde, ferner mit einer herabhängenden Matte als Thür und mit einem zusammengezimmerten Gestell inwendig, dessen Bestimmung man wohl ahnen, aber schwerlich benutzen kann. Ich fand diese Besonderheit überall auf Rote und wunderte mich, daß die Pioniere der Kultur hierauf nie geachtet hatten.

Der alte Radscha war wenig gesprächig und ich mußte zumeist die Kosten der Unterhaltung tragen; auch fiel ihm das Malaiische ziemlich beschwerlich. Doch hatte er etwas auf dem Herzen; er wollte so gern, daß die Jugend seines Volkes die Schule besuche; aber es stellte sich da eine unüberwindliche Schwierigkeit in den Weg, die nämlich, daß die Kinder um 8 Uhr in die Schule kommen sollten; selbst 9 Uhr war für sie noch zu früh. Die Jungen mußten nämlich früh erst den Tuak oder Palmwein holen, und für die meisten war der Weg, den sie bis zu den angezapften Bäumen zurückzulegen hatten, so weit, daß sie schwerlich um 9 Uhr in der Schule sein konnten. Der Radscha bat daher, daß die betreffenden Jungen nicht

„weggejagt“ würden, was vorgekommen zu sein schien, wenn sie zu spät in die Schule kamen. Der vorgebrachte Grund ließ sich hören, und ich machte dies auch auf Bitten des Radscha dem Lehrer deutlich, der aus Furcht vor seinen Vorgesetzten in der Beobachtung einmal aufgestellter Bestimmungen etwas zu streng gewesen war. Ich fand es eine anerkennenswerte Würdigung des Schulunterrichtes, daß der Radscha es nicht mit ansehen mochte, wie die Schule ins Stocken geriet. Dengka ist der größte Bezirk auf Rote und zählt in 46 Kampongs 2200 wehrbare Männer. Es hat früher wohl Zeiten gegeben, wo unsere Kolonialregierung die Streitkräfte von Dengka in Anspruch nahm, um andere Bezirke zur Unterwerfung zu bringen.

Wir müssen früh aufstehen, um der Hitze des Tages zu entgehen; indes daran sind wir in Indien gewöhnt. Lange vor Sonnenaufgang sitzen wir zu Pferd, und es geht zunächst in langsamem Tempo, um die Morgenkühle so recht genießen zu können. Die Sonne geht wie eine kupferrote Feuerkugel auf und steigt schnell an dem weiten azurnen Himmelszelt empor. Wir haben 12 Palen, d. h. 18 km, zu reiten auf einem zunächst guten, dann aber beschwerlichen, unebenem Wege. Von Paal 121 bis 119 — wir reisen nämlich in entgegengesetzter Richtung zu der Numerierung der Palen — führt der Weg durch Buschwald, und wir bemerken, daß hier früher Hochwald gestanden hat. Überhaupt ist ganz Rote einst mit Wäldern von guten Holzarten bestanden gewesen; aber man hat so lange geschlagen, als noch ein Baum zu finden war, ohne je daran zu denken, daß man wieder nachpflanzen und die Lücken ausfüllen müsse, wenn man nicht später vollständigen Mangel an dem nötigen Bauholz haben wolle. Es hält jetzt wirklich auf Rote schwer, Holz für etwas größere Wohnungen und zu Haus- und Schulgerätschaften zu bekommen.

Halbwegs an dem „Thor“ halten die Reiter von Oënale mit einem Pferde für mich. Es würde ihnen eine unerträgliche Schande dünken, nicht rechtzeitig auf ihrem Posten zu sein; außerdem üben sie auch gegenseitig eine gewisse Kontrolle; der Bezirk nämlich, welcher dieses Servitut lässig erfüllt, hat als Buße einen Büffel herzugeben. Nach 7 Uhr langen wir in Oënale an, wo wir durch den Radscha in dem aus Steinen aufgemauerten Unterkunftshause bewillkommnet werden. Aber wie dürftig ist doch das wenige Hausgerät, und wie wenig Komfort findet man da! Auch fehlt es an Ordnung und Disziplin trotz des barschen Tones und der hochtrabenden Reden des Radscha. Seine Unterthanen schwärmten in meinem Zimmer ein und aus und nahmen alles, was sich dort befand, in Augenschein. Ich schloß daher alles weg außer meinem Kamm; abends war letzterer verschwunden. Als ich es dem Radscha mitteilte, äußerte er: „O, das hat nichts zu bedeuten; was hier wegkommt, kommt auch wieder; ich habe meine Polizei.“ Diesmal war aber seine Polizei ohnmächtig.

Der Schuppen, in welchem Schule gehalten wird, war in erbärmlichem Zustande und dem Einsturz nahe. Nur die überall angebrachten Stützen hielten ihn aufrecht; sonst hätte ich den Kindern verbieten müssen, hierher zum Unterrichte zu kommen. Und das

wäre für die Jugend wirklich schade gewesen. Denn der hier erteilte Unterricht war gut; der Lehrer war erst das Jahr zuvor vom Seminar in Ambon abgegangen und brachte die dort gelernte Methode gut zur Anwendung. Es war ein Genuß, dem angenehmen, lebensvollen Unterrichtsgang beizuwohnen, die aufleuchtenden Augen der Kinder zu beobachten und die dort herrschende Ordnung und Begeisterung wahrzunehmen. So etwas macht einem Lehrerherzen Freude. Der junge Mann ist befähigt, an einer größeren Schule auf einem besseren Platz zu wirken; das soll seine Belohnung werden. Den folgenden Tag besuchte ich 2 Schulen wie am ersten Tag. Es ging nicht anders einzurichten, weil meine Zeit beschränkt war. Ich hatte dabei diesen Tag $16\frac{1}{2}$ Palen, also ziemlich 25 km zu reiten.

Zuerst ging es nach Dela. Der Weg dahin war weniger angenehm und ermüdender als der, welchen ich bereits zurückgelegt hatte. Man hatte offenbar die Straße vernachlässigt und von Paal 111—110 lief sie meist längs des Strandes durch den mehlartigen Sand, was für Roß und Reiter beschwerlich war. Endlich sind wir in Dela. Dort schreit man und rennt hin und her, aber wir konnten nicht daraus klug werden, wer der Radscha war und von wem die Befehle ausgingen. Auf meine Frage nach letzterem schob man ihn vor in die vorderste Reihe, und da stand er vor mir mit einem Priemchen Tabak zwischen den vorstehenden Lippen. Alles hielt gleichen Schritt; wie der Radscha, so der Kampong, so die Leute und so die Schule! Der Lehrer war nicht anwesend; man hatte ihn nach Kupang citiert, weil seine Frau ihn des Ehebruchs angeklagt und die Scheidung beantragt hatte. Seine Aufführung hatte ihn als Lehrer unmöglich gemacht. Die Schule war in einem elenden Zustande, alles lag verwahrlost umher, Bücher, Lehrmittel, kurz der reine Bankrott. Und die Kinder, die ich durch einen Lehrer aus meinem Gefolge, einen Landsmann von ihnen, examinieren ließ, um mehr aus ihnen herauszulocken, waren scheu und lässig. Sie wußten buchstäblich nichts; die Schule hat keine Existenzberechtigung.

Hat nun der Hilfsprediger in Rote ein Herz für seinen Beruf und die rechte Freude, dann liegt es in seiner Hand, durch Heranbildung eines tauglichen Hilfspersonales andere Zustände zu schaffen. Ein guter Hilfsprediger muß zugleich Missionar sein. Daß dies auf Rote besonders nötig ist, wird jeder einsehen, wenn ich mitteile, daß unter den 54 000 Rotenesen nur 7000 getaufte Christen sind.

Wir setzen nun unsere Reise in östlicher Richtung fort. In dem Bezirke Thi, wohin wir uns nun zunächst wenden, sind die Wege besser; der Radscha von Thi weiß seine Unterthanen zu drillen sowohl in bildlichem als buchstäblichem Sinne. Das letztere gilt besonders von seiner Reiterei. Nirgends auf der Insel machte dieselbe einen so strammen Eindruck mit ihren vortrefflichen Pferden, netten Uniformen und straffem Kommando. Die Negerei oder der Kampong machte einen netten, sauberen Eindruck mit seinen Wegen und Hecken; eine glatt abgemähte Grasfläche zog sich von dem Unterkunftshaus bis zur Schule hin, während diese beiden Gebäude sich

durch Zierlichkeit und Sauberkeit auszeichneten. Dies alles deutet darauf hin, daß der Radscha ein von der Kultur beleckter Mann ist, welcher außerhalb der Insel seine Bildung empfangen hat. Das Rätsel löst sich leicht; er ist in Batavia zum „Doktor-Dschawa“¹⁾ ausgebildet worden, hat einige Jahre als solcher fungiert und ist nun durch den Willen des Volkes hier zum Radscha gewählt worden. Zum Zeichen, daß er in Thi residiert, läßt er den sogenannten Tages- und Nachtkanonenschuß lösen, wie es in den Hauptorten Niederländisch-Ostindiens morgens um 5 und abends um 9 Uhr üblich ist; als Zeichen seiner Würde hat er auch 7 Frauen genommen.

Über sein Volk sprach er sich nicht sehr rühmend aus, unter anderem erwähnte er, daß der Rotenese nicht zum Soldaten taue, weil er kein Held, sondern furchtsam sei. Ob er damit Recht hat, kann ich nicht sagen. Die hiesige Schule wurde schlecht besucht, und die im Lernen gemachten Fortschritte waren unbedeutend. Und das alles, trotzdem ein Lehrer erster Klasse an der Spitze stand, welcher auf dem Seminar in Ambon ausgebildet war und nicht unter dem Drucke unregelmäßiger häuslicher Verhältnisse litt. Der Grund davon ist, daß er faul und gleichgiltig geworden war. Eine letzte Probezeit mag es uns beweisen, ob er sich überhaupt noch zum Lehrer eignet.

Von hier zog ich am folgenden Tage nach Loleh, der höchst gelegenen Ortschaft auf Rote, welche ungefähr 16 Palen oder 24 km von Thi entfernt ist. Vor unserem Ausritt aus Thi erhielten wir ein gutes Frühstück angeboten, das erste auf der ganzen Tour. Die Reiterei war in Schlachtordnung aufgestellt; der Radscha kommandierte, und die Reiter defilierten vor uns vorüber. Dann wurde mir mein Pferd, ein prächtiges Tier, vorgeführt. Als ich dem Radscha für seine gute Aufnahme dankte und sein stattliches Pferd lobte, antwortete er in zierlicher Redewendung und fügte hinzu: „Ihr könnt es von links besteigen.“ Schade, daß der Radscha von Thi bei seiner sonstigen Bildung keinen höheren sittlichen Standpunkt einnimmt.

In schnellem Fluge ging es dahin; es ist ein Genuß, solch ein gut dressiertes Pferd zu reiten; der Weg war gut unterhalten. An dem „Thor“, der gewohnten Grenzscheide, wartete der Radscha von Loleh in eigener Person mit seiner Reiterei auf mich. Sie hatten hier die Nacht im Freien kampiert und in der Morgenfrühe zur Erholung Kokosmilch getrunken, welche mir auch angeboten wurde. Der Radscha hatte gehört, daß ich ein guter Reiter sei, und hätte sich gern mit mir in ein Wettrennen eingelassen. Darin lag nach seiner Ansicht nichts Ungebührliches; denn die Wettrennen gehören zu den nationalen Festen der Eingeborenen, welche bei ihnen hoch angeschrieben stehen und den Namen: „foti'ndate“ führen; für das Rennen selbst gebraucht man den Ausdruck „hus“. Die Bedingung beim Wettrennen, die auch der Radscha im Auge hatte, ist die, daß derjenige, welcher beim Rennen stürzt, sein Pferd an seinen Gegner

1) Bezeichnung der eingeborenen Hilfsärzte.

verliert. Der Radscha schoß voraus, und mein Pferd wollte ebenso nachjagen, aber ich hielt es in der gewöhnlichen Gangart. Der Radscha sah sich um, schüttelte den Kopf, hielt einen Augenblick an und probierte noch einmal, ob ich mich mit fortreißen ließe. Ich that, als ob ich nichts davon begriffe, und so ergab sich denn endlich der Radscha in sein Schicksal.

Wir kamen an Kampongs vorbei, wo ein lebhaftes Treiben herrschte, und die Frauen sich wieder am bemerklichsten machten. Wir sahen im Vorbeireiten majestätische Felsgruppen und Höhlen, die ich gern näher untersucht hätte, aber die Zeit ließ es nicht zu. Der Weg hat beträchtliche Steigung; bald sehen wir die Landschaft links in der Tiefe versinken, und wir verfolgen einen 10—12 Fuß breiten, in die Felswand eingehauenen Weg, während rechter Hand der Felsen noch steil ansteigt. Die Anlage dieses Weges muß ein schweres Stück Arbeit gewesen sein; und dieser Arbeit hat sich eine Bevölkerung unterzogen, die wohl weiß, daß sie nicht unter unserem direkten Regimente steht. Es zeugt das von dem Takte und der Einsicht der Beamten, denen hier die Oberleitung übertragen ist.

Der Kampong, in welchen wir hineinreiten, sieht stattlich aus; hier herrscht Leben und Bewegung. Das große Gebäude dort ist sicherlich die Schule. Beim Eintritt hören und sehen wir nichts; endlich vernimmt man ein Zischeln. Auf meine Frage nach dem Lehrer tritt derselbe näher. Langsam gewöhnt sich das Auge an die ägyptische Finsternis, worin wir uns befinden; keine einzige Öffnung läßt Licht herein, und das Dach überragt weit die niedrige Wand.

„Sag an, Lehrer, ist es hier immer so dunkel?“ redete ich ihn, der Umstehenden halber, in holländischer Sprache an. „Ja, Herr, immer.“ — „Und war es im Seminar zu Ambon auch so?“ — „Nein, Herr, da ist es hell.“ — „Vielleicht wissen sie dort nicht, wie es sein muß?“ — „O sicher, Herr!“ — „Aber wie ist es dann möglich, daß Ihr keine Änderung trefft?“ Darauf erfolgte keine Antwort. Später nahm ich ihn beiseite. Er ist einer von denen, die 6—8 Jahre hindurch die Ausbildung im Seminar und dessen gebildete Umgebung genossen und kennen gelernt haben und nach ihrer Heimkehr hauptsächlich auf das niedrige Niveau ihrer Umgebung zurücksinken. Dieser Lehrer, welcher sonst gar nicht zu den schlechtesten gehört, ist in gesellschaftlicher und sittlicher Beziehung ganz auf dem alifurischen Standpunkt wieder angelangt: obwohl ein getaufter Christ, lebt er bereits 10 Jahre in wilder Ehe.

Der Beamte von Baä begleitete mich von hier ab wieder, was mir sehr angenehm war. Die Schule zu Loleh war im übrigen nicht schlecht; das Ganze zeugte von mehr Ordnung und Schwung als in Baä. Die Kinder sahen gut aus, besonders die Mädchen in netter Kabaja und Sarong. Diese Kinder sahen mich freimütig an, antworteten deutlich und bescheiden und bewiesen, daß sie sich ein gewisses Maß von Kenntnissen angeeignet hatten. Der Schule auf Rote blüht eine Zukunft; hat sie doch bereits viel für die Entwicklung

und Bildung des Volkes gethan. Mir sind die Zustände auf Rote bekannt, wie sie in den letzten 50 Jahren waren. Der Unterschied zwischen damals und jetzt ist augenfällig. Damals eine rohe, scheue und schwer lenkbare Bevölkerung mit gegenseitiger Befehdung bis in die jüngste Vergangenheit; jetzt ein friedliches, einer geschickten Leitung willig folgendes Völkchen. Damals eine wilde, unbändige Jugend, jetzt vielerorten eine Schuljugend, die sich an Ordnung und Zucht gewöhnt hat und hier und da sogar ein anziehendes Äußere aufweist, während ihre Lernbegier und ihr aufgewecktes Wesen uns angenehm berühren. Wohl fehlen noch die regelmäßig angelegten Negereien, und auch der alte Baustil ist noch nicht beseitigt; dafür erstreckt sich aber über die ganze Insel ein Netz von meist guten Wegen, die früher nicht bestanden, welche einen regeren Verkehr befördern und so der Kultur in die Hände arbeiten.

Aber wir müssen weiter. Wir besuchen am folgenden Tage zwei Schulen, die zu Keka und Talaë, und müssen zu diesem Behufe eine Strecke von 15 Palen oder 22,5 km zurücklegen. Unser Weg führt nun wieder ziemlich stark bergab. Das Auge ruht wohlgefällig auf Waldungen, die auf dieser Seite der Insel noch erhalten geblieben sind und durch ihre Nähe eine gemäßigtere Temperatur bedingen. Hier hört man auch noch das Rauschen des Wassers und den willkommenen Gesang der Vögel, die im Walde auf- und abfliegen; kurz, wir sind wie in einer anderen Welt. Die Schule in Keka hatte sich keines guten Besuches zu erfreuen; die Schüler wohnen zu weit ab in zerstreuten Weilern mit wenig Bewohnern, und so hat denn diese Schule keine Existenzberechtigung. Wahrscheinlich lagen bei ihrer Gründung die Verhältnisse oder die Aussichten anders. Der ganze Bezirk besteht aus 8 Kampons mit 200 wehrhaften Männern.

Der Weg nach Talaë ist sehr uneben. Unterwegs sieht man noch die Stellen, wo auf steil aufragenden Felsen wie Adlernester Negereien in früheren Zeiten lagen, als Krieg und Stammesfehden die Insel unsicher machten. Das scheint eine Eigentümlichkeit der guten alten Zeit gewesen zu sein; in der Minahassa war es früher auch so. Die Schule kann in Talaë wohl gedeihen; offenbar hat man sie gern. Der Schulbesuch ist befriedigend, und das Interesse der Eltern und Angehörigen an der Schule war hier noch größer und allgemeiner als sonstwo. Durch Ausbesserung des Gebäudes und Hebung des Lehrpersonals kann diese Schule recht gut werden.

Mein Logis war unreinlich; darum benutzte ich mein Feldbett. Ich sah hier eine Frau weben; sie saß auf der Erde, die Beine ausgestreckt und das Webergerät auf dem Schoße. Während sie mit den Füßen das untere Ende fest hielt, war das obere Teil um ihren Rücken geschlungen. Der Frau, welche zierliche Muster webte, ging die Arbeit schnell von der Hand. Jeder Kampong hat übrigens seine besonderen Muster. Abends gab es Konzert auf dem Kolintang, einem Musikinstrumente aus kupfernen Becken von verschiedener Abtönung, welche angeschlagen werden, und nach dem Takte der Musik wurden Tänze aufgeführt, zuerst von 2 Männern, was wenig Anziehendes

hatte, und dann durch 3 Frauen des Radscha, die ihre Sache zierlicher machten. Der Radscha ist getauft; aber es scheint, daß dies wenig Einfluß auf ein geregeltes häusliches Leben gehabt hat.

Am folgenden Tage begaben wir uns nach Bokai und Diu, eine Entfernung von 10 Palen oder 15 km. Der Weg war sehr uneben und mit scharfen, spitzen Steinen übersät, besonders in der Nähe von Diu, welches viel Grundfläche, aber nur geringe Bevölkerung hat, 10 Kampongs mit 200 wehrhaften Männern. Bokai zählt auch 10 Kampongs, aber nur 60 waffenfähige Männer. Die Schule in Bokai war nicht sonderlich, sie kann aber unter guter Leitung besser werden. Die Schule in Diu befand sich in dem jämmerlichsten Zustande. Wir wurden an dem Eingange zu dem großen ärmlichen und verfallenen Schuppen durch eine Karikatur begrüßt. Ich hatte Mühe, der Feierlichkeit des Augenblickes gerecht zu werden, besonders als der Beamte mich fortwährend fixierte, um den Eindruck zu beobachten, den die Persönlichkeit des Lehrers auf mich machte. Man stelle sich ein schwächliches, dürres Männchen von weniger als 4 Fuß Höhe vor, das Haupt mit einem scheffelähnlichen Hute von rußartiger Farbe bedeckt, den er abnahm, um uns zu begrüßen; um den Leib schlotterte ein gleichfarbiger Rock mit breiten Schößen, die beinahe bis an die Knöchel herabreichten, während der Rockkragen den halben Hinterkopf bedeckte und nur eben noch die Ohren frei ließ. Ferner trug er eine Weste von unbeschreiblichem Stoffe und Farbe — wahrscheinlich war es ehemals braune Seide gewesen — und ein Hemd, das aus dem Ausschnitt der Weste hervorlugte, und dessen Säume verzweifelte Anstrengungen machten, nicht auseinanderzufahren, während ein weißes Halstuch, ehemals ein Taschentuch oder eine Serviette, das Hemd zusammenhielt, und die ausgefranzten Ärmel Manschetten überflüssig erscheinen ließen.

In solchem Aufzuge stand das Männchen da, scheinbar erwartungsoll, welchen Eindruck seine ehrwürdige Gestalt auf uns machen würde. Die Schweißtropfen liefen ihm übers Gesicht. „Guten Tag, Meister, habt Ihr lange auf uns gewartet?“ begann ich. — „Noch nicht sehr lange, Herr!“ — „Und wo sind die Schulkinder?“ — „Hier sind sie, Herr.“ Dabei wies der Lehrer auf ein erwachsenes Mädchen hin, das mit einem Saong bis über die Brust bekleidet war und den Lehrer überragte, ferner auf eine zweite Bank, auf der 2 Jungen im Alter von 12—13 Jahren saßen, und weiter hin noch auf eine andere Bank, die mit 3 kleineren Jungen besetzt war. „Sind das die Kinder alle?“ frug ich weiter. „Ja, Herr.“ — „Dann gebt mir einmal die Versäumnistabelle her!“ — Nach längerem Suchen: „Hier ist sie, Herr.“ — „Darauf stehen doch aber mehr Namen?“ — „Ja, Herr; aber die andern kommen nicht.“ — „Seit wann?“ — „O, das ist schon lange her.“ — „Und warum kommen sie nicht?“ — „Vielleicht haben sie keine Lust dazu.“ — „Habt Ihr sie einmal zu Hause aufgesucht?“ — „Nein, Herr.“ — „Und was ist die größte Zahl, die Ihr in der Schule zusammenbekommt?“ — „Manchmal fünf.“ — „Und was ist die niedrigste Ziffer?“ — „Eins oder keins.“ — „Und

wenn niemand kommt, was fangt Ihr dann an?“ — „Dann gehe ich nach Haus,“ sagte er und lachte gezwungen, weil er sich selber komisch vorkam. Das Mädchen konnte mechanisch lesen, aber gab keine Antwort, obgleich sie der Lehrer dazu aufmunterte. Ich sagte zu dem Beamten und dem Lehrer, daß dies Mädchen nicht mehr in die Schule passe und Anspruch auf Entlassung habe, in Gedanken hinzufügend, desgleichen der Lehrer.

Ungefähr um 5 Uhr nachmittags kam das erwähnte Mädchen in demselben Anzuge, machte einen Knix und zog aus den Falten ihres Sarong ein Stück Papier heraus, das sie mir in ehrerbietiger Haltung überreichte. Es war eine von ihr selbst verfaßte Bittschrift, in welcher sie um Entlassung aus der Schule und um entsprechende Weisung an die Häuptlinge bat; sie wolle ihre Eltern in der Hausarbeit unterstützen. Ich sorgte unverzüglich dafür, daß die Häuptlinge davon in Kenntnis gesetzt wurden, und entließ das Mädchen mit der Versicherung, daß es von jetzt ab ehrenvoll aus der Schule entlassen sei. Dieser Vorfall gab mir eine Probe davon, wie der Schulzwang in Anwendung gebracht wird; ich sollte darüber noch weiteres erfahren. Früher bis noch vor 3 oder 4 Jahren bestand eine besondere Strafordnung, welche auf die Eltern berechnet war, deren Kinder nicht zur Schule gingen oder einige Male fehlten. In Rote werden alle Strafen in Geldbußen umgewandelt, zu Gunsten der geschädigten Partei, und in dem Falle von Schulversäumnissen sorgte der mit der Aufsicht betraute Radschah dafür, daß die Strafe zu seinen Gunsten erledigt wurde; dieselbe bestand in der Ablieferung von ein paar Hühnern oder eines Schweines, einer Ziege, eines Pferdes, eines Büffels u. s. w., je nach dem derzeitigen Bedarf des Radscha.

Draußen ist die männliche Jugend beim Spiel. Das allbeliebte Spiel in Indien ist das Wadentreten, daß das Blut hervorspritzt und manchmal ein Schienbein bricht. Zwei Jungen laufen aufeinander zu, und wenn sie dicht voreinander sind, drehen sie sich plötzlich um und schlagen, wie Pferde, nacheinander aus, daß man es weit hin hören kann, und schwere Verletzungen nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Jungen waren übrigens unermüdlich im Spiel.

Der Abend sank herab; ein sanfter Windhauch kam von den hinter uns liegenden Bergen herab, und der Vollmond sandte seine freundlichen Lichtstrahlen von dem unbewölkten Himmel hernieder und zeichnete ringsum phantastische Schatten. Es war eine wie zum Träumen und zu stillem, friedlichem Genusse geschaffene Stunde. Auch der Eingeborene läßt solche Nächte nicht ungenutzt vorübergehen. Siehe, wie hier und dort Schatten vorüberhuschen! Allmählich wächst ihre Zahl; sie sammeln sich in Gruppen und vereinigen sich endlich zu einem Ganzen; der Kolintang ertönt, und Rundtanz und Gesang sind bald in vollem Zuge. Melodiös klingt weder Musik noch Gesang; was dies anlangt, so ist der alifurische Gesang und Tanzrhythmus in der Minahassa angenehmer und wohllautender. Der hier aufgeführte Tanz war nicht schön, und die Nachahmung des

Pferdegetrappels schien als der Glanzpunkt von Terpsichores Kunst zu gelten. Daß die Eingeborenen selbst viel Behagen an dem Tanzfest fanden, ging daraus deutlich hervor, daß sie es bis tief in die Nacht hinein ausdehnten.

Am folgenden Tage begaben wir uns nach Bilba, das nur 6 Palen oder 9 km entfernt ist. Der Weg geht über einen Berg, ist aber sonst in einem guten Zustande. Unser zahlreiches Gefolge ist voller Lebenslust und macht unterwegs allerlei Exerzitien. Der Radscha ist auch dabei und zeigt seine Meisterschaft im Reiten. Die Schule macht einen freundlichen Eindruck, schon deshalb, weil es hier im Innern lichter ist. Auch machten die voll besetzten, offenbar gut in Klassen abgeteilten Bänke mit den munter blickenden Jungen und Mädchen, deren schöne Gesichtszüge durch die ordentlich gekämmten Haare und die einfache, aber nette Kleidung noch gehoben werden, einen sehr angenehmen Eindruck. Fürwahr eine Entschädigung für den niederschlagenden Eindruck des vorhergegangenen Tages. Der Lehrer ist noch jung, gehört aber zu den besten seines Standes, obgleich er kein Seminar besucht hat. Seine Schule ist eine der vorzüglichsten auf Rote. Bei der Inspektion wurde unsere Aufmerksamkeit auf eine Gruppe gelenkt, welche sich an dem einen Ende der Schule aufgestellt hatte. Es waren einige Kinder, von denen manche weniger gut bekleidet waren; vor ihnen stand ein junger Mann. Offenbar gehörte diese Schar nicht zu der Schule. Aber wer waren sie dann? Mit einem Gefühl des Mitleides trat ich auf die Gruppe von etwa 20 Kindern zu, welche mich mit ihrem Lehrer an der Spitze scheu begrüßten. Sie harreten, sozusagen, der Brosamen, die von des Reichen Tische fallen sollten; still und ruhig hatten sie gewartet, ob ich ihnen auch Beachtung schenken würde. Nun, es waren die Kinder aus einer sogenannten Kampong-Schule, deren Rote 15 zählt und welche dem freien Entschluß der betreffenden Radschas ihr Entstehen verdanken und durch Lehrer von meist sehr geringer Bildung geleitet werden. Die Unterhaltungskosten einer solchen Schule werden von Naturallieferungen der Bevölkerung in Sirup, Mais und fertigen Zuckerkuchen bestritten. Der Radscha ebensowohl als der Lehrer mit seinen Zöglingen wünschten nun, daß ich auch sie in Augenschein nehmen und eine Prüfung ihrer Kenntnisse anstellen möchte. Wie gern that ich das! Habe ich doch öfters absichtlich einzelne dieser „Dorfschulen“ aufgesucht. Was fand ich hier? Armut an Lehrmitteln, wenige zerlesene Bücher und Reste von Schiefertafeln. Niemand erbarmt sich der Armen. Welch ein Unterschied! Dort in der Staatsschule Überfluß an Büchern, Papier, Federn, Tinte, Schiefertafeln und Griffeln; dabei alles neu und in gutem Zustande; dann eine prächtige, wohlgefüllte Bücherkiste. Und hier, 10 Schritte weiter, Mangel an allem Nötigen! Woher dieser große Abstand? Dort wird von der Regierung alles geschenkt; hier müssen die Kinder selbst für das Nötigste sorgen und haben nicht einmal Gelegenheit, sich Schulutensilien anzuschaffen. Und doch ist die unvollkommene Arbeit dieses einfachen Dorfschullehrers, dem so

dürftige Mittel zur Verfügung stehen, nicht vergeblich gewesen. Ich lasse die Kleinen lesen, und siehe, es geht besser, als ich erwartet hatte. Ich näherte mich einem kleinen Jungen. Mit leuchtenden Augen hat das zarte Bürschchen alle meine Bewegungen verfolgt, und als nun die Reihe an dasselbe kam, ging ein nervöses Zucken über Gesicht und Körper, und es begann mit heller, etwas zitternder Stimme zu lesen. Er machte seine Sache gut. Ich richtete noch ein paar Fragen an ihn, auf die er mit begeistert aufleuchtenden Augen antwortete. Im Rechnen war er auch der Gewandteste. Das Gesicht seines Lehrers strahlte vor Freude. Von diesem Bürschchen war mehr zu erhoffen, und da ihn sein Lehrer nicht viel weiter fördern konnte, sorgte ich dafür, daß er auf die Staatsschule kam. Für die übrigen Kinder machte ich eine passende Gelegenheit ausfindig, ihnen mit einem kleinen Vorrat von Lehrmitteln und Büchern auszuweichen.

Der Radscha wollte sich übrigens die Gelegenheit nicht entschlipfen lassen, mein Interesse für den Unterricht zu seinem Privatvorteile auszubeuten. „Herr, darf ich reden?“ begann er. — „Mit Vergnügen, Tuwan¹⁾ Radscha!“ — „Es macht doch viel Mühe, die Kinder in die Schule zu bekommen.“ — „So, das höre ich mit Verwunderung; mich dünkt, die Kinder sehen viel zu lernbegierig aus, um Widerwillen gegen die Schule zu hegen.“ — „Ja, bei diesen Schülern mag es so sein; aber andere werden nur gezwungen kommen. Und es giebt kein besseres Zwangsmittel, Herr, als Geldbußen. O, man hätte dieselben nicht abschaffen sollen, und wenn der Herr etwas Gutes für die Schulen thun will, so geben Sie uns wieder die Befugnis, Strafen aufzuerlegen. Wir Radschas müssen darauf achten und mithelfen, daß die Kinder in die Schule gehen. Wie wollen wir etwas ausrichten, ohne die Ermächtigung, Geldbußen aufzuerlegen?“ — „Tuwan Radscha, davon kann keine Rede mehr sein!“ — „Dann wird sich die Schule auflösen, Herr!“ — „Das soll mir leid thun, Tuwan Radscha; aber dann würde ich die Schule schließen.“ — „Und dann würde Bilba ohne Schule sein?“ — „Durch eigene Schuld, Tuwan Radscha.“

Am folgenden Tage besuchte ich wieder 2 Schulen, die zu Oëpao und Ringgau, welche 13 $\frac{1}{2}$ Palen oder 20 km entfernt waren. Zuerst kommen wir nach Oëpao. Das Schulgebäude ist gerade restauriert, aber mit einem, selbst bei der Eingangspforte so weit herabhängenden Dache, daß man nicht gewahr wird, was im Innern vorgeht, und sich sehr bücken muß, um überhaupt hineinzukommen. Das ist ganz nach der Bauweise Rotenesischer Häuser. Man denke sich die Bedachung eines Heuschobers ringsum bis nahe an den Erdboden herabreichend ohne Luftloch oder Lichtöffnung und darunter das Rotenesische Haus auf Pfählen errichtet. Dasselbe ist Familienwohnung, Stall für Hühner und Hunde und Vorratskammer zur Aufbewahrung von Sirup, Zucker, Mais und Padi. Unter dem

1) Tuwan = Herr.

Mittell. der Geogr. Gesellsch. (Jena). VIII.

Hause treiben sich Schweine und Ziegen herum und befindet sich zugleich der Begräbnisplatz für die Toten.

Wir treten in die Schule ein; aber ich kann nichts sehen, und jedwede Inspektion ist ein Ding der Unmöglichkeit. „Meister,“ so rufe ich aus, „ich bin kein Maulwurf; hier vermag ich nicht zu sehen.“ — „Lassen Sie doch ringsum von dem Dache einen Meter breit weghauen!“ warf der Regierungsbeamte ein. Die Zuschauer sind stets mit dem Parang oder Hackemesser bewaffnet und lassen sich derartige Weisungen nicht zweimal geben. Mit einem gewissen Wohlbehagen hacken sie von dem Dache los, so daß wir binnen 10 Minuten das Tageslicht in der Schule hatten. Gewiß sind das Radikalmittel; aber solche begreift das Volk hier am ehesten. Die Schule war in guter Ordnung mit Klasseneinteilung, Arbeitstabellen u. s. w. Der Lehrer war noch nicht lange aus dem Seminar entlassen. Aber die Fortschritte der Schüler waren nicht dem entsprechend. Die Schule in Bilba war jedenfalls besser. Es fehlte hier dem Lehrer die rechte Begeisterung. Derselbe hatte sich auch ruhig darein gefunden, daß die Schule so dunkel war, während er doch volle 7 Jahre in den lichten Räumen in Ambon verbracht und daselbst in Aufsätzen es ausgesprochen hatte, daß Licht, Luft und gute Akustik zu den Erfordernissen eines ordentlichen Schulklokals gehören.

Hier in Oëpao treffen wir einen eingeborenen Geistlichen an, der in Ternate vom Hilfsprediger De Graaf ausgebildet wurde und sich mit einem Mädchen verheiratet hat, welches von der Frau des Hilfspredigers aufgezogen worden ist. Welch ein Kontrast in der Bildung zwischen dieser Frau und der Rotenesischen Ehehälfte des Lehrers! Letztere kam gar nicht zum Vorschein. Solch ein eingeborener Geistlicher und eine gleichgesinnte Frau sind die rechten Elemente zur Hebung der sozialen Zustände auf der Insel. Wenn doch der hiesige Lehrer einsehen wollte, daß er sich, was die eigene Person, ferner sein Haus und seine Berufsarbeit anlangt, mehr an jene Familie anschließen muß. Gern hätten wir bei der gesprächigen Njora¹⁾ länger verweilt und den freundlich dargebotenen Kaffee mit Kuchen angenommen, aber wir mußten weiter nach Ringgau.

Von dem Lehrer in letzterem Orte hätte ich Besseres erwartet, als der Befund ergab. Es ist der Sohn des alten Lehrers in Dengka, welcher sich pensionieren lassen will. Auf dem Seminar zeigte er sich ziemlich aufgeweckt, aber seitdem er hierher gekommen ist, hat er sich alsbald einem zügellosen Lebenswandel ergeben und dabei einen siechen Leib geholt. Unzucht ist der ärgste Krebschaden und eine Geißel des sozialen Lebens auf Rote. Sie ist so allgemein verbreitet, daß niemand daran Anstoß nimmt. Daher ist unter den Lehrern Ehebruch so häufig; wilde Ehe verursacht kein Ärgernis, und von ekelhaften Krankheiten wird kein Aufhebens gemacht. Eine Frau z. B., die sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat, wird

1) Hausfrau.

ohne jedweden Verweis von ihrem Manne wieder angenommen, wenn der Beleidiger nur die festgesetzte Buße erlegt. Wie reimte es sich nun mit solchen Zuständen zusammen, daß hier in Ringgau abends der Rundtanz nur von Männern und jungen Burschen aufgeführt wurde? Die Frauen und Mädchen genierten sich, in Gegenwart von Herren zu tanzen! Welche Prüderie! Der Tanz selbst war unbedeutend und gab keinen Anlaß zu diesem mißleiteten Schamgefühl.

Eine angenehmere Begegnung hatten wir am folgenden Tage. Ein Ritt von 10 Palen oder 15 km brachte uns nach Korbaffo, wo wir mit Kanonendonner und Gewehrsalven begrüßt wurden. Der Radscha war in großer Gala und hatte das Abzeichen seiner Würde, den Stock mit dem goldenen Knopfe, bei sich. Wir traten in die neuerbaute Schule ein; eine so große Anzahl Kinder hatten wir noch nicht zusammen gesehen; Bänke und Tafeln wollen heute nicht zulangten, weshalb der Regierungsbeamte noch mehr in Aussicht stellt. Aber bald zeigt sich, daß die Schulordnung und Klasseneinteilung die Probe nicht aushält, und daß der Lehrer, wie sehr er sich auch anstrengt, nicht imstande ist, einer so großen Schule vorzustehen. Sein einziger Hilfslehrer war noch schwächer.

Wir treten in das Unterkunftshaus ein, welches äußerlich nicht viel von sich macht. Aber wie werden wir angenehm überrascht durch das nette, gut gehaltene indo-europäische Mobiliar, mit einer schön gedeckten Tafel in der Mitte und ringsum passend placierte Stühlen, welche mit weißen gehäkelten Antimakassars behangen sind. Hier ist Frauen- oder Damenhand im Spiel! Der Beamte lacht zustimmend. Auf näheres Befragen erfuhr ich folgendes. Die Njora des Radscha hat ihre Erziehung im Hause des Hilfspredigers Donselaar und seiner Frau empfangen. Daß sie dabei nicht bloß den Vorteil eines gewissen äußeren Schliffes gehabt hat, wurde mir klar, als ich meine Schlafkammer aufsuchte. Welch reinliche Gardinen an Fenster und Bettstelle! Wie sauber glänzend und schneelig weiß war das Bettzeug! Welch netter Waschtisch mit Zubehör! Und welche frische, angenehme Luft in dem Zimmer! Das zeugte von mehr als oberflächlicher Bildung. Die Mittagstafel wies große Abwechslung auf, und die feinen Würstchen und die Torte hätten auch einer indo-europäischen Tafel alle Ehre gemacht.

Nach dem Essen ließ die Njora ihren Besuch ankündigen. Wir kleideten uns in aller Eile wieder salonfähig an, da wir sonst nach einem heißen Ritte und der Arbeit in der Schule das indische Neglige vorziehen. Die Njora kam in einer zierlichen weißen Kabaja, deren Kante sie selbst gestickt hatte, und in einem feinen Sarong; sie grüßte lebhaft und verbindlich; wir boten ihr einen Stuhl an, und schnell sind wir in eifriger Unterhaltung. Etwas später stellte sich auch der Radscha ein, und während seine Frau sich mit der Entschuldigung verabschiedet, daß sie noch etwas für die Tafel vorzubereiten habe, ziehen wir den Radscha in die Unterhaltung. Ob dieser Mann die rechte Einsicht davon hat, welchen Juwel er an seiner Frau besitzt, weiß ich nicht; aber darin zeigt sich wenigstens

der Einfluß ihres zarten, stillen Wesens, daß der Radscha sie nicht durch eheliche Untreue kränkt. Die Bildung der Njora erstreckt sich auch aufs religiöse Gebiet, und sie läßt sich das Gedeihen der Christengemeinde sehr angelegen sein.

Eine ganz anders gerichtete Bildung wartet unser am folgenden Tage. Wir begaben uns nach Termano, der letzten zu besuchenden Negerei, wohin wir 18 Palen oder 27 km zurückzulegen haben. Unterwegs besuchen wir die Kampongschulen in Soa und Kokodale, welche sich in ganz traurigem Zustande befinden. Die Staatsschule zu Termano in einem Hause, wie wir es nirgends besser gesehen haben, mit ihrem Reichtume an Mobiliar und Lehrmitteln und ihrer großen Schülerzahl spannt unsere Erwartung höher. Schade, daß der Schein trügt! Der Lehrer ist nicht ungeschickt, aber gleichgiltig in seiner Berufsarbeit; es mußte ihm schon früher deshalb als Strafe auferlegt werden, daß sein letztes Dienstjahr bei der periodischen Gehaltszulage nicht mitgezählt wurde. Die Schule leistete, mit einem Worte, nichts Befriedigendes.

Wir begaben uns in das Haus des Radscha, der aber nicht mehr als solcher fungiert. Er ist von seiten der Bevölkerung verklagt worden, steht aber noch sehr in Ansehen und fühlt sich durch unsern Besuch geschmeichelt. Er besitzt eine große Gewandtheit im Verkehr und weiß sich in einem so vortrefflichen Malaiisch auszudrücken, wie ich es noch bei keinem Radscha gefunden habe. Er trug europäische Kleidung, die ihm gut stand und etwas an einen englischen Touristen erinnerte. Er war nämlich als junger Mensch zur See gegangen und hatte England, Hongkong, Singapur und Menado besucht; später wurde er selbst Kapitän auf einem Küstenfahrer und schließlich brachte er es zum Radscha. Und was hat nun die so erworbene Kenntnis und Bildung ihm, seinem Volk und seiner Regierung für Nutzen gebracht? Man kann nicht umhin, das so schön gebaute Haus des Radscha und seine Lage auf einem Platze zu bewundern, wo vor den Augen das herrlichste Panorama sich entrollt, ein prächtiger Blick auf das Meer mit seinen düsteren Klippen; ein Strand vom Lande eingerahmt, wie ein Gemälde, daß das Auge wie festgebannt daran haftet, und als Hintergrund dichter, dunkler Wald und steil aufragendes Gebirg. Aber wir haben keine Zeit zum Träumen und schauen uns lieber die Innenräume von des Radschas Wohnung an.

Das Mobiliar, wie Tische, Stühle, Sophas, ist alles in indo-europäischem Stile gehalten; in den Zimmern finden sich Spiegel, und der Besucher ist überrascht, ringsum an den Wänden Bilder zu erblicken. Die Schiffe im Sturm und der friedliche Hafen von Hongkong erinnern an die Seemannszeit des Radscha; daneben sieht man Napoleon bei den Pyramiden, den Überfall des Prinzen Lulu in Südafrika, S. M. unsern König und die Königin Sophie in kleinem Format, dagegen I. M. Königin Emma in großem Format. Dazwischen Frauenportraits von zweifelhafter Schönheit, zerbrochene Figuren, allerlei Pfeifen und Rauchutensilien, Wanduhren, die allzeit die gleiche Stunde

zeigen; Violinen ohne Saiten, Harmonikas, die keinen harmonischen Ton mehr von sich geben, Spieldosen mit unterbrochenen Melodien u. s. w.

Man deckt den Tisch; aber welch Bild verfallener Größe. Ein Tischtuch, welches einem die Lust zum Essen benimmt; ein Öl- und Essiggestell mit 5 Abteilungen, von denen zwei noch mit den ursprünglichen Fläschchen versehen sind, während die übrigen Stücke verschiedenen Ursprunges, zerbrochen und ohne Stöpsel sind; allerlei Schüsseln, Schalen und Teller, die an bessere Zeiten im Leben unseres Gastgebers erinnern; Messer, Gabeln und Löffel schwarz, mit Rostflecken und schmutzig. Aber genug! Ob wohl jemandem das Essen schmeckte, vermag ich nicht zu sagen. Nach dem Essen zog ich mich zum Ausruhen in mein Zimmer zurück. Hier trat mir der Kontrast zwischen Größe und Verfall noch schroffer entgegen. Da stand die einst prächtige Bettstelle, aber es war wir unmöglich, mich darauf niederzulassen; der Zustand der Betten und Kissen, der Betttücher und der Überzüge ließ es nicht zu. Ich nahm auf einem Stuhle Platz und besah mir die ganze Einrichtung; es war wie in einer Trödlerbude von der gewöhnlichsten Art. Schaukelstühle ohne Sitzgeflecht; überzogene Haubenstöcke mit herabhängenden Fetzen und ohne Knöpfe; zerbrochene Spiegel; stillstehende Wanduhren; ein ursprünglich prächtiger Chronometer mit Thermometer und Barometer, nun aber ganz defekt. Ferner größere und kleinere Kasten mit kupfernen oder silbernen Beschlägen zum Aufbewahren von Kleidern, Geld oder Schmucksachen, alles in der größtmöglichen Verwirrung, schmutzig, von einer dicken Staubschicht überzogen. Woher diese Zustände? Woher kommt es, daß mit Ausnahme der Schule nirgends in der ganzen Negerei Termano eine Spur von Nettigkeit, weder in den Häusern, noch bei deren Insassen zu finden ist. Was ist die Ursache, daß selbst im Hause des Radscha das weibliche Personal so ganz aller Anmut und Grazie entbehrt? Der Grund liegt darin, daß hier nicht die wahre Bildung, die zugleich Veredelung sein muß, herrscht; hier ist oberflächliches Wesen ohne Tiefe, nur äußerer Glanz und Schein zu Hause. Der Radscha hat überdies aus seinem Seemannsleben zwei schlechte Gewohnheiten beibehalten, die Vorliebe für das Fluchen und für Spirituosen. Das letztere wird sein Verderben werden.

Durch derartige Zerrbilder der Kultur wird den Eingeborenen nicht geholfen. Soll aus Rote etwas Ordentliches werden, dann muß die Anregung vom Hause des Hilfspredigers ausgehen. Dann müssen Religion und Bildung zusammenwirken, um Verstand, Herz und Charakter der Eingeborenen zu fördern. In seiner Hand ruht die Ausbildung junger Leute zu tüchtigen praktischen Hilfsgeistlichen, und seiner Gattin fällt die Aufgabe zu, die jungen Mädchen zu ordentlichen Hausfrauen heranzuziehen. Dann wird der Name Rote einst noch einen ebenso schönen Klang bekommen, wie jetzt die Minahassa und die Insel eine Perle in der Krone der Mission werden.

* * *

Allgemeine Bemerkungen über die Insel und ihre Bewohner.

— Daß ich Rote schreibe und nicht Rotti, geschieht im Anschluß an die wirkliche Aussprache der Rotenesen selbst. Woher der Name stammen mag, ist zweifelhaft. Nach einigen führte in alter Zeit, bei dem ersten Erscheinen der Portugiesen, ein Kampong auf der Nordwestspitze der Insel oder auf der Halbinsel Landu diesen Namen, welcher irrtümlicherweise dann auf die ganze Insel übertragen worden wäre, andere berichten, das die Portugiesen einen Fischer am Nordoststrande der Insel angetroffen und auf ihre Erkundigung nach dem Namen derselben die Antwort „Rote“ erhalten hätte; letzteres sei aber der Name des Fischers gewesen, welcher geglaubt habe, daß die Portugiesen frügen, wie er heiße.

Rote besteht aus zwei ungleich großen Teilen; der südliche Teil bildet das eigentliche Rote, über welches sich meine Rundreise erstreckte; der nördliche Teil, welcher die Form einer Halbinsel hat, heißt Landu; auf ihm liegt die Negerei gleichen Namens. Rote liegt zwischen dem $10^{\circ} 37'$ und 11° S.B. und dem $122^{\circ} 52'$ und $123^{\circ} 39'$ O.L. im Südwesten von Timor. Der Flächengehalt beträgt 30,8 geographische □ Meilen. Der Boden gehört meist der Kalksteinformation an, welche an vielen Stellen zu Tage tritt, besonders im Nordosten und Südwesten; hier und da längs der Berglehnen an der Ostseite der Insel wird der Kalkstein von einer ansehnlichen Lage fruchtbarer Ackerkrume bedeckt, so daß man vereinzelt noch Buschwaldungen und viel Pflanzenwuchs antrifft. In einzelnen Waldungen giebt es noch große Stämme, die früher auf Rote in Überfluß vorhanden waren, nun aber durch das stete Schlagen und versäumte Nachpflanzungen so selten geworden sind. Längs des ganzen Inselrandes trifft man viel Rhizophoren an. Bei der Bildung der Insel scheinen sowohl neptunische, als plutonische Kräfte thätig gewesen zu sein; daß eine vulkanische Hebung stattgefunden hat, beweisen einzelne Strecken im Innern, wo die Koralle noch in einer Höhenlage von 150—200 Fuß zu sehen ist. Übrigens gehen die höchsten Erhebungen auf der Insel nicht über 800 Fuß hinaus. Auf der Halbinsel Landu finden sich 2 Schlammvulkane und ein See mit salzigem Wasser ohne sichtbare Verbindung mit dem Meere.

Die Baien von Rote sind nicht sehr sicher; nur die Cyrusbai bei Thi im Südosten der Insel ist einigermaßen durch die Inseln Nusalai¹⁾, Nusamanuk und Landu geschützt. Wenn Nordwestwinde wehen, so ist die Bai von Baä als Ankerplatz unbrauchbar; die Güter müssen alsdann in Thi gelöscht werden, von wo ein Weg quer über die Insel nach Baä führt; da es aber noch keine Wagen giebt, so müssen die Güter getragen werden. Die Inselchen um Rote sind felsig, aber nicht hoch. In westlicher Richtung von Baä liegen Nusando und Ajana, die zum Bezirke Dengka gehören, sowie Nusa, das zu Oënale gerechnet wird; Daï, die größte unter diesen Inselchen, ist zugleich die einzig bewohnte, und zwar hausen hier

1) Nusa = Insel.

Goldschmiede, welche meist einmal im Jahre mit ihren Schmucksachen sich aufmachen, um sie in Kupang und anderwärts gegen Lebensmittel und Leinwand auszutauschen. Ihre Sprache unterscheidet sich merklich von den auf Rote gesprochenen Dialekten. Die Insel Doö wird zu Dai gerechnet; das an Hirschen reiche Dana hängt von Thi ab; der Inselfels Heliana, sowie Landu, Nusamanuk und Nusalai gehören ebenfalls zu Thi. Usu und Nusababi (auch Nusabibi genannt) zählt man zum Bezirke Landu. Größere Flüsse fehlen auf Rote; doch lassen die breiten Flußbetten und die schweren Geröllstücke in denselben auf eine gewaltige Wassermasse schließen, die in der Regenzeit abfließt. Die nennenswerten Flüsse sind der Baä, der Gonggo in Dengka und Oënale, der Dengka, der Loleh, der Bokai, der Korbaffo und der Termano. Bei Ringgau fließt auch ein Fluß vorüber; aber ich habe nichts Näheres über seinen Lauf erfahren können.

Die Vegetationsdecke auf Rote ist nicht reich; doch ist bei näherer Untersuchung der Pflanzenwuchs nicht so unbedeutend, als es von weitem den Anschein hat. An Fruchtbäumen für den Hausbedarf ist Rote arm; man ist nicht auf ihre Anpflanzung bedacht gewesen. Man findet hier die Kalapa oder Kokospalme, aber nicht in solcher Menge, wie man es auf einer Insel erwarten sollte; ferner die Sagopalme, aber nur in den reichbewässerten Strichen von Talae und Bokai; die Lontarpalme, der Reichtum und die Nährmutter des Rotenese wegen ihres gerade in der Trockenzeit reichlich fließenden Saftes — Tuak —, welcher zu Syrup und Zucker verarbeitet wird, um dann mit gestampftem Mais vermischt das Lieblingsgericht der Insulaner zu bilden. Die Tamarinde gedeiht auf Rote ebenfalls gut; auch trifft man hier verschiedene Bananensorten (Pisang) an, darunter solche, die besonders große Fruchtkolben bilden, wie ich sie auf Ambon nie und in der Minahassa nur selten zu sehen bekommen habe. Ferner fehlt es nicht an ein paar Mangoarten. Zu mannigfacher Verwendung als Baumaterial dient die Gewangpalme, deren Bast, Blattstiele, Blätter, kurz alles nutzbar gemacht werden, während das trockene faserige Mark Schweinen und Hunden das Futter liefert.

Von anderen Holzsorten kommen vor: Die Kasuarine; der Kulah, eine harte Holzart; das Eisenholz; der Suring und Ulah, die beide vortreffliches Zimmerholz liefern; der Kaschumeirah; der Kaschuputih, dessen zwischen den Fingern zerriebene Blätter den Duft des Lajaputäles entwickeln; der Didite, dessen liches, weiches Holz früher zu Schreibtafeln verwandt wurde; der Keka, welcher als Schattenbaum gute Dienste leistet. Auch giebt es auf Rote verschiedene Pandamusarten, die das Material zum Mattenflechten liefern, ferner wilden Zimmt, Indigo, Mangkudu oder Bangkudu, der als Webstoff Verwendung findet, Kasambi¹⁾ mit einer kaffeebohnenähnlicher Frucht, aus

1) *Stadmannia sideroxylon*. Auf Südcelebes bereitet man aus den Früchten dieses Baumes unter Beifügung einiger anderer Ingredienzien das sogenannte Makassaröl.

welcher Öl gepreßt wird, aber nur in geringem Umfange, da es am nötigen Absatz fehlt; endlich Nitas mit ölhaltigen Nüssen, die man an einem dünnen Stäbchen aufreht und des Nachts als Kerzen verwendet. Der gegenwärtige Regierungsbeamte hat mit gutem Erfolge den Kapokbaum angepflanzt. Von Kulturgewächsen kommen vor: der Dschagung, und zwar eine kleine Sorte, welche durch Einführung einer größeren Abart von auswärts und durch rationelle Pflege verbessert werden könnte; der Reis, dessen Kultur auch noch viel zu wünschen übrig läßt; die Hirse, welche gut fortkommt; der Tabak, der sehr unzweckmäßig gebaut wird; der Katun (Kapas), der zu Geweben von den Eingeborenen verarbeitet wird; der Zimmt, das Zuckerrohr und verschiedene Erdfrüchte.

Das Tierreich ist im allgemeinen nicht stark vertreten. Die hier einheimische sonderbare Pferderasse ist klein, aber flink und kräftig. Diese Tiere leben truppweise über die ganze Insel zerstreut und haben in der trockenen Jahreszeit wegen Mangels an Gras ein schweres Los, da sich die Besitzer nicht um ihre Ernährung bekümmern. Einzelne Pferde werden natürlich besser abgewartet. Die in der Trockenzeit abgemagerten Tiere fallen, sobald unter dem Einflusse des Westmonsuns das Gras aus dem Boden aufsprießt, so gierig über dasselbe her, daß viele an Kolik verenden. Ferner hat man auf der Insel Büffel oder Karbauen, die mit zu den Reichtümern der Rotenesen gehören und meist des Fleisches wegen gezüchtet werden, hier und da aber auch zum Aufwühlen der nassen Reisfelder oder als Tauschmittel und zur Bezahlung von Arbeitslöhnen und Bußen verwandt werden. Dann giebt es noch Schafe, Ziegen, Schweine, Hirsche, Katzen, Hunde, Wildschweine, Wildkatzen und Affen.

Die Vogelwelt ist vertreten durch Hühner, Tauben, Papageien, Schwalben, Malivis, Krummschnäbel, Turteltauben, eine Art Waldtaube — ähnlich der Pirmam auf Java — und gelbgrüne Kakadus. Von Amphibien giebt es auf Rote Krokodile, Leguane, Eidechsen und Tokek; die ersteren sind sehr häufig und richten manchmal viel Schaden an. Mit Fischfang giebt sich die Bevölkerung merkwürdigerweise wenig ab; selten sieht man Fisch bei Tische, und doch muß, den Angaben zufolge z. B. die Bai von Korbaffo reich an Fischen sein. Auf hoher See erblickt man bisweilen Walfische oder genauer Cachelots, Haie, Tripang, Schildkröten u. s. w. Die Insel beherbergt ferner Schlangen, Mäuse und Ratten; auch fehlt es nicht an Bienen, verschiedenen Ameisenarten, Fliegen, Moskitos, Skorpionen und Tausendfüßen.

Ob das Klima der Insel gesund oder schädlich ist, läßt sich nicht so im allgemeinen bestimmen; jedenfalls kann man sich hier leicht Fieber holen. Während der Dauer des Südostmonsuns von April bis Oktober ist es unerträglich warm, besonders in den Monaten August und September auf der Nordwestküste der Insel, weil dort der Boden meist von Wald und Pflanzenwuchs entblößt ist. Es ist dann nicht geraten, sich in den heißen Stunden des Tages im Freien zu bewegen. Setzt im Oktober der Regen ein, geben die Aus-

dünstungen des Bodens wieder Anlaß zu Fieber. Die ersten Missionare litten viel an Dysenterie; vielleicht war daran bald die Hitze, bald ungesundes Wasser oder wohl auch der häufige Genuß von Kokosmilch und Tuak schuld. Sicherlich muß man sich auf Rote sehr in Acht nehmen und dem Klima Rechnung tragen. Von Oktober bis April während des Nordwestmonsuns ist es feucht.

Regelrecht angelegte und gepflegte Plantagen in aufeinanderfolgender Reihe sieht man nur an einzelnen Orten; meist trifft man nur vereinzelt, bald hier, bald dort, in der Nähe der Wohnungen ein kleines Stück urbar gemachtes Land, welches mit Tabak, Mais oder Pisang bepflanzt ist. Auch die Häuser stehen nicht in regelmäßigen Reihen längs der Straßen oder Wege, sondern ganz nach Willkür durcheinander. Daher vermißt man auch die netten Kampongs mit den genau abgeteilten Gehöften und den vortrefflichen, von Hecken eingesäumten Straßen, wie sie in zivilisierteren Landstrichen sich finden. Dagegen stößt man auf sogenannte „Bentengs“, Kampongs, welche von einem Walle aufeinander gehäufte Steine umgeben sind. Sie datieren meist noch aus der Zeit, da sich die Bevölkerung gegenseitig befohdete. Hier und da sind diese Steinmauern 6–8 Fuß hoch und von ansehnlicher Breite, so daß sie einen dauerhaften Schutz abgaben. Einzelne, abseits gelegene Gehöfte sieht man wohl auch manchmal von solchen Steinwällen umgeben.

Man sichert auch die Plantagen durch dergleichen Wälle gegen die Einbrüche von Büffeln und Schweinen, eine Vorsichtsmaßregel, die selbst in einem Hauptorte wie Baä nicht außer acht gelassen werden kann. Die gewöhnlichen Zäune von lebenden Sträuchern oder Gewanglatten sind auf die Dauer kostspieliger zu unterhalten und minder zweckmäßig. Ebenso wie die Kampongs haben auch die Häuser der Rotenesen den alten ursprünglichen Zustand bewahrt. Das Schutzdach des Hauses fällt in Form eines Kegels nach allen Seiten gleichmäßig ab und reicht bis fast auf den Erdboden herab; Luft- und Lichtöffnungen sind selten vorgesehen. Unter dem Schutzdache steht das Haus auf Pfählen; alles ist roh bearbeitet, selbst an den Häusern der meisten Radschas. Nur der Radscha von Loleh, welchem schweres Bauholz zur Verfügung stand, hat auf gute Zimmerarbeit in seinem Hause Bedacht genommen und eine andere Raumverteilung eingeführt; aber um der Tradition wenigstens in einem Stück getreu zu bleiben, hat er auch über dem Ganzen das übliche Schutzdach anbringen lassen. Als Deckmaterial dienen in einem Teile der Insel die Blätter der Gewangpalme, während in Ringgau, Oëpao und Korbaffo wegen des Fehlens der genannten Palme Alangalanggras zu gleichem Zwecke verwandt wird. In und unter den Häusern herrscht reichlicher Schmutz, und die Sitte, die Leichen längere Zeit im Hause aufzubahren und schließlich unter dem Hause zu begraben, verursacht sicherlich viele Krankheiten und trägt zur Verbreitung von Epidemien bei.

Von den Kampongs liegen nur wenige an dem „großen Wege“, welcher um die ganze Insel läuft; es sind das meist die Wohnsitze

der Radschas; sonst sieht man nur einzelne Kampongs zur Seite des Weges liegen. Der Hauptweg führt von Baä über Termano und Korbaffo, von wo sich ein Pfad nach Landu abzweigt, weiter nach Ringgan, Oëpao, Bilba, Diu, Lelenuk, Bokai, Talae, Keka, Loleh, Thi, Dela, Oënale, Dengka und Lelain und mündet schließlich wieder in Baä aus; seine Länge beträgt 135 Palen, wobei der Seitenweg nach Landu nicht mit in Anrechnung gebracht ist. Ein paar Wege quer durch das Innere, von Baä nach Loleh und Thi, tragen sehr zur Erleichterung des Verkehrs bei; im allgemeinen ist der Hauptweg, bei dessen Anlage die Terrainverhältnisse Berücksichtigung gefunden haben, für Reiter bequem zu passieren.

Was die Geschichte der Insel anlangt, so haben zunächst die Portugiesen hier die Herren gespielt, und an ihre Stelle sind dann, der Überlieferung nach auf Antrieb der Rotenesen selbst, die Beamten der Ostindischen Kompagnie getreten. Seit 1662 sind die Einwohner vertragsmäßig unter unsere Oberherrschaft gekommen. Administrativ wird Rote zur Residentschaft Timor nebst Zubehör gerechnet und unter der Oberaufsicht des Residenten von einem Zivilbeamten verwaltet, welcher auch noch Sawu, wo ein sogenannter Posthalter residiert, unter sich hat. Obgleich dem Namen nach hier jedes direkte Regiment ausgeschlossen ist, läuft doch in der Praxis die ganze Verwaltung darauf hinaus. Nur kleidet der Beamte seine Anordnungen in den meisten Fällen nicht in die Form eines Befehls, sondern tritt mehr als Berater auf; doch sehen die Häuptlinge gar wohl ein, daß Gehorsam allerwegen das Beste ist; letztere werden von der Bevölkerung gewählt und durch den Beamten im Namen der Regierung bestätigt; wird ein Radscha seines Amtes entsetzt oder tritt er von demselben freiwillig zurück, so muß der Amtsstock, das Zeichen der Radschahwürde, und das Ernennungsdekret wieder in die Hände des Regierungsbeamten zurückgegeben werden.

Es giebt auf Rote im ganzen 18 Landschaften — richtiger gesagt Regentschaften oder Radschatümer — die untereinander rücksichtlich ihrer Größe und Bevölkerungszahl sehr verschieden sind. Die Bedeutung dieser beiden Faktoren bemißt sich nach der Zahl der Kampongs und der wehrhaften Männer, die sich in der betreffenden Landschaft befinden. Die Angaben über die Seelenzahl weichen merklich voneinander ab; sie schwanken zwischen 54000 und 62000 Seelen. Die hier folgende Liste datiert aus früheren Jahren.

Landschaft.	Kampongs.	Wehrbare Männer.
Baä	23	400
Lelain	2	18
Dengka	46	2200
Oënale	25	1300
Dela	22	400
Thi	27	1000
Loleh	45	700
Keka	8	200

Landschaft.	Kampongs.	Wehrbare Männer.
Talae	13	200
Bokai	10	60
Lelenuk	5	50
Diu	10	200
Bilba	66	1200
Oëpao	18	200
Ringgau	29	1000
Landu	24	300
Korbaffo	19	700
Termano	36	2000

Aus dieser Liste geht hervor, daß die Kampongs nach Größe und Seelenzahl sehr verschieden sind. So giebt es z. B. Kampongs mit nur 6, 9 oder 10 wehrbaren Männern, während andere deren 50—60 haben. Die Landschaften werden in westliche (Matahari turun) und östliche (Matahari naik) eingeteilt; zu den westlichen gehören die ersten 7 in der Liste angeführten, zu den östlichen die übrigen Landschaften. In beiden Landesteilen werden verschiedene Dialekte gesprochen, aber der Unterschied ist vielfach nur auf den abweichenden Gebrauch verwandter Buchstaben eingeschränkt. Bei einiger Übung faßt man das Unterscheidende und Übereinstimmende in beiden Dialekten schnell auf, so daß, wer des einen Dialektes mächtig ist, sich leicht den Eingeborenen des anderen Landesteils verständlich machen kann. Die Abweichungen in der Aussprache und einzelne verschiedene Worte haben die Veranlassung gegeben, daß man auf Rote sogar 9 Dialekte gezählt hat, die sich auf die Bevölkerung folgendermaßen verteilen würden:

- 1) Oëpao, Ringgau und Landu;
- 2) Bilba, Diu und Lelenuk;
- 3) Korbaffo;
- 4) Termano, Keka und Talae;
- 5) Bokai;
- 6) Baä und Loleh;
- 7) Dengka und Lelain;
- 8) Thi;
- 9) Oënale und Dela.

Um eine Probe davon zu geben, was man unter Dialektverschiedenheit versteht, genügt es, ein paar Worte aus den verschiedenen Dialekten herauszugreifen. Für das Wort „Pferd“ werden z. B. in den einzelnen Landschaften folgende Ausdrücke gebraucht: ndala, lala, rara, ndara, dara. Fisch heißt: ikaq, iaq, iq-ak, iak; nur Oënale und Dela sagen abweichend davon: uq-u. Unenthülster Reis (Padi) heißt: hade, alë, arë. Spanischer Pfeffer (Ritscha) wird mit urus, kuluq, kulus, kalala, karala und urai bezeichnet.

Das Fürwort der 1. Person der Einzahl lautet auf ganz Rote gleichmäßig: aü.

Das der 2. Person: o, ko, ho.

Das der 3. Person: 'ndia, lia, ana, éni.

Das der 1. Person Pluralis: ami und ita; ook ai und ita; ook hai und hita.

Das der 2. Person: éme, kēmi, kēmi, éi, héi.

Das der 3. Person: sira, sila, ala, ara.

Jede Landschaft wird von einem Radscha (Manek) regiert, der unter sich als Stellvertreter oder Minister einen Fettor (Bobongi oder Boboki) hat. Der Titel Fettor ¹⁾ ist portugiesischen Ursprungs. Die Kampongältesten heißen Tumukun; der Name bezeichnet aber eigentlich mehr die Familienhäupter, während für die Kampongvorsteher die Bezeichnung Manek garok oder Manek korok angemessener wäre. Die Radschas werden von den „Großen des Reiches“ gewählt und führen als Zeichen ihrer Würde einen Stock mit goldenem oder silbernem Knopf, auf dem das niederländische Wappen angebracht ist. Ihr Einkommen besteht in den von der Bevölkerung zu liefernden Naturalien, als Sirup, Zucker, Mais, Padi, Hirse, Kokosnüssen; ferner in den meist in Vieh zu erlegenden Bußen und endlich in bestimmten Frohndiensten, z. B. beim Hausbau, bei der Bestellung der Felder, beim Vieh austreiben u. s. w. Manchmal sitzt auch die Willkür auf dem Throne, und der Radscha maßt sich die Verfügung über die Frauen und Töchter seiner Unterthanen an. Treibt er es zu arg und wird die Quälerei unerträglich, dann beginnt das Volk zu murren, und es kommt leicht zu einer Klage bei dem Regierungsbeamten, welcher nach dem Befund der Sache seine Entscheidung fällt. Das Radschatum ist also keine so sichere Würde; manchmal ist die Bevölkerung etwas zu schnell mit einer Klage bei der Hand. Eine gute Einrichtung, durch welche die Radschas zu eifriger Pflichterfüllung angespornt werden, ist die Verteilung von Ehrenzeichen für bewiesene gute Dienste. Soweit mir bekannt ist, erhielten die Radschas von Dengka und Oénale die goldene und der Fettor von Dengka die silberne Medaille. Die Frauen sind von Regierungsgeschäften ausgeschlossen.

Die Abstammung der Bevölkerung liegt im Dunkeln. Die Legende läßt die ersten Ansiedler von Ceram her und teilweise auch von Ternate und Tidore einwandern. Von den Ceramern nennt die Überlieferung den Oke Maie und dessen Sohn Henda Oke; ferner Lai Loh, Lasi Loh und Kule Loh mit ihren Frauen und Kindern. Von Ceram (Sela Sula), so geht die Sage, führen sie zunächst nach Atapupu (Sina do Koli) auf Timor, und von dort segelten sie nach Timor Kupang (Timor do Sepe). Von hier setzten sie nach Rote über, welches damals noch unbewohnt war, und landeten zuerst an der Südküste in einer Bai, die Krokodil- oder Haifischbai (In Ende de For Nafu) genannt wird. Die erste Niederlassung war Okelisu do Balanggau in dem Striche, welcher jetzt zur Landschaft Loleh

¹⁾ In der Minahassa kommt das Wort Petor oder Fotor als Titel des Residenten vor.

gehört. Eine versteinerte Prau nebst Anker (Batu osan do Naka batu) wird dort noch von den Eingeborenen gezeigt.

Der Ort Okelisu do Balanggau wurde später Henda nach einem Sohne des Oke Maie genannt, und dessen Nachkommen, die den westlichen Teil von Rote bewohnen, führen den Namen Hendak-anan (Kinder des Henda). Später kam ein zweiter Schub Kolonisten von Atapupu und wohl auch von Belubalangga do Kaileko her; ihre Namen waren: Sioh Laieha, Lola Laieha, Lakamola Bulan, Lakamola Loluk, Hitu Oötoka und Dolu Manggai; sie landeten mit ihren Frauen und Kindern an der Südostküste Rotes zu Danohloon, was gegenwärtig zur Landschaft Bilba gehört. Niederlassungen gründeten sie in Batu Kea und Koli Tau, ihre versteinerte Prau wird daselbst noch unter dem Namen Batu Kofa gezeigt. Von ihnen stammen die Lamah-anan¹⁾, die Bewohner des östlichen Inselstriches, ab. Der Überlieferung zufolge wären die Portugiesen ungefähr 300 Jahre nach der Ankunft der ersten Ansiedler auf Rote erschienen.

Man unterscheidet auf der Insel in sozialer Beziehung 7 Klassen oder Stände: Radschas, Regenten, 1. Dorfhäuptlinge, 2. Dorfhäuptlinge, Familienälteste, das gewöhnliche Volk und die Sklaven. Diese Einteilung hat aber keine scharfe Absonderung, etwa als Eehindernis, zur Folge; denn die ersten 5 Klassen dürfen wechselseitig heiraten; die beiden letzten Kategorien sind auf sich angewiesen. Wie der Sklavenstand sich gebildet hat, ist mir nicht ganz klar; teilweise scheinen den Grund dazu erbeutete oder gestohlene Kinder aus anderen Regentschaften gelegt zu haben, als man sich noch gegenseitig beföhnete; teilweise sind wohl auch einzelne durch Schulden in ein Sklavereiverhältnis geraten; schließlich mögen Raubzüge nach Timor und anderswohin die Zahl der Sklaven vermehrt haben. Ob jetzt noch Leute zu Sklaven gemacht werden, kann ich nicht behaupten; jedoch wäre es mehr als naiv, anzunehmen, daß dies nicht mehr geschieht, „weil die Sklaverei offiziell aufgehoben ist“.

Der Rotenese ist im allgemeinen nicht von großer Körpergestalt, aber wohlgeformt und geschmeidig in seinen Bewegungen; zu Pferde giebt er einen gewandten und flinken Reiter ab. Sein Auge blickt ruhig und vertrauenerweckend. Das Haar ist bei den meisten glatt, bei wenigen kraus; die Hautfarbe ist dunkelbraun. Der Bartwuchs ist schwach; am häufigsten kommen noch Schnurrbärte vor. Manche Rotenesen haben ungleichen Bartwuchs und lassen alles stehen, was einen lächerlichen Eindruck macht; ich sah einzelne mit ehrwürdigen grauen Bärten. Die meisten ziehen sich die Haare aus dem Gesicht und den Schamteilen aus. Die Frauen haben meist eine zierliche Taille, lebhaft dunkle Augen, einen reichen Haarschmuck und eine lichtere Hautfarbe als die Männer; viele können auf Schönheit Anspruch machen. Vereinzelt sah ich auch Albinos.

Der Rotenese ist an und für sich nicht faul; aber er ist nicht

1) Wörtlich: „Kinder der Heuschrecken“; sie sollen sich nämlich eine Zeit lang von letzteren Tieren genährt haben.

zur Arbeit erzogen. Die Frauen dagegen sind arbeitsam und fast allzeit geschäftig, indem sie bald Wasser und Brennholz herbeischleppen, bald Sirup oder Zucker kochen, bald sich in der Küche zu thun machen; dabei greifen sie in ihrer Freizeit nach dem Webstuhl, an dem sie sitzend arbeiten. Auf letztere Fertigkeit sind sie stolz und setzen eine Ehre darein, die prächtigsten Muster zu weben. Ein Mädchen, das sich verheiraten möchte, muß in erster Linie aufs Weben, dann auf Wasser- und Holzholen und aufs Kochen sich verstehen. Die Rotenesen sind von ruhiger Sinnesart. Wohl sind ihre Vergnügungen noch etwas ungeschlacht, wie bei vielen ungebildeten Volksstämmen, und bisweilen bei gebildeten nicht minder — man denke an das Boxen, Stiergefächte u. s. w. —; aber man hört wenig von ernsteren Ausschreitungen. Die Blutrache scheint nicht Volkssitte zu sein; dagegen wird jedes Vergehen durch Bußen gesühnt; selbst Ehebruch kann durch Zahlung von Geld wieder ins Gleiche gebracht werden. Die Rotenesen sind im allgemeinen gute Arbeiter; von rationellem Landbau und Viehzucht haben sie freilich noch keinen rechten Begriff; dagegen geben sie geschickte Zimmerleute und Schmiede ab. Während der trockenen Jahreszeit setzen die Insulaner hier und da einzelne Strandniederungen unter Seewasser, versperren dem letzteren den weiteren Zufluß und lassen das eingeschlossene Wasser unter der Einwirkung der Sonnenglut verdampfen. Da sie sich aber nicht die Mühe geben, die Bodenfläche vorher gehörig einzuebnen und von Holz und anderem Abfall zu reinigen, so macht das auf diese Weise gewonnene Seesalz einen unappetitlichen Eindruck und muß erst durch nachträglichen Kochen und Reinigen für den Gebrauch zurecht gemacht werden.

Was die Religion der Rotenesen anlangt, so ähnelt dieselbe der der polynesischen Völker. Sicherlich gehört ein längerer Aufenthalt unter dem Volke dazu, um zu ergründen, welche religiöse Anschauungen den meisten Einfluß auf das Volksleben ausüben. Soweit ich nachforschen konnte, bildet auch hier den Mittelpunkt die Anbetung der Geister Verstorbenen (Nitu), die sie bei guter Laune zu erhalten trachten, um von Krankheit und Unfällen verschont zu bleiben. Sie versehen also die Stelle von Schutzgeistern.

Alle Jahre, und zwar in den Monaten Juli, August oder September, geben sich die Bewohner mehrerer Kampongs auf einem vorher bestimmten Platze ein Stelldichein und türmen unter fürchterlichem Geschrei und Geheul am Fuße eines großen Baumes einen gewaltigen Haufen Steine auf, welcher den Namen Hufalaina führt. Sie glauben, daß sich die Seelen der Abgeschiedenen an einem solchen Ort einstellen und angerufen werden können.

Jeden Abend kommen nun Männer, Frauen und Kinder zum Rundtanz (Kebalai) zusammen und verüben unter gewaltigem Hallo einen ohrzerreißenden Lärm (Landu). Dies ist aber alles nur Vorbereitung. Zwei Tage vor dem großen Opferfeste streut der Priester (Manasongga) einen Teller rohen Reis auf die Hufalaina, um die Seelen der Verstorbenen für sich günstig zu stimmen. Am eigent-

lichen Opfertage wird eine geflochtene flache Schüssel oder Wanne (Niru), welche mit Reis, Fleisch — bisweilen auch Fisch —, Kleidungsstücken, goldenen und silbernen Schmucksachen gefüllt ist, herbeigebracht und auf die Hufalaina gelegt. Der bei solchem Anlaß in einen prachtvollen Salendang gekleidete Priester stellt sich neben die Hufalaina und hält eine Ansprache an die Seelen der Abgeschiedenen, indem er ihnen für den im verflossenen Jahre gespendeten Segen dankt und ihre Gunst auch für die Folgezeit inständig erfleht. Nach beendigter Feierlichkeit wird das Mitgebrachte wieder mit nach Hause genommen. Hierauf hält man unter Gongschlagen einen Umzug zu Pferd und überläßt sich allerlei Belustigungen. Am Abend des Opfertages nimmt der Priester frische Kokosnüsse, reiht sie an einem Pfahle auf und ruft die Ältesten des Volkes bei Namen. Auf den Anruf hin tritt der Betreffende vor, schlägt eine Kokosnuß entzwei und nimmt sie mit nach Haus. Fünf bis sieben Nüsse bleiben durchschnittlich übrig, deren Fruchtwasser der Priester ausgießt als Symbol der vermehrten Fruchtbarkeit, damit der Padi, Dschagong, Hirse und andere Feldfrüchte recht gedeihen sollen.

Die Rotenesen scheinen auch an eine oberste Gottheit (Mantualai) zu glauben, die über dem Tuakbaum schwebt und um deren Gunst man sich durch Vermittelung der Nitu (Geister der Verstorbenen) bewirbt. Ferner herrscht auf der Insel der Glaube an Hantus oder böse Geister, die durch Opfergaben (Songgo) bei guter Laune erhalten werden müssen. Da sie als die Erreger von Krankheiten gelten, so wird ihnen in Krankheitsfällen als Opfer ein Büffel, eine Ziege, ein Schaf oder ein Schwein dargebracht. Für die Opferhandlungen giebt es auch besondere Häuschen (Songgo = Nitu). Jede Regentschaft hat ihren eigenen Oberpriester (Dae lama tuva), an den sich der Radscha in wichtigen Angelegenheiten um Rat wendet; vor allem geschieht das, wenn es sich um die Auswahl des Platzes für neue Pflanzungen handelt. Auch bei der Rechtspflege der Radschas und Tumukuns wird ihr Urteil angerufen.

Das Christentum ist dem Volke seit langer Zeit bekannt und zwar als die bei den Holländern gebräuchliche Gottesdienstform. Das Verhalten der Heiden gegenüber den Christen ist ein sehr friedfertiges; Reibungen kommen nicht vor; denn die Christen unterscheiden sich nur sehr wenig von den Heiden; bloß die Schulkinder, welche meist aus christlichen Häusern stammen, zeichnen sich durch ihre Kleidung und ihr ordentlich gekämmtes Haar vor ihren heidnischen Genossen aus. Es scheint, daß anfänglich nur Christenkinder oder solche, die Christen werden wollten, die Schule besuchten. Wußte man mir doch zu berichten, daß da, wo ein heidnisches Kind zum Besuche der Schule veranlaßt worden war, es sich weigerte mit der Einsprache, daß es kein Serani (Christ), sondern ein Jintiu¹⁾ sei. Unter den 7000 Getauften auf Rote gehören nur 50 zur Abendmahls-

1) Dieser Ausdruck ist eine Verstümmelung des portugiesischen Wortes „Gentio“ (Heide).

gemeinde. Seit 1857 sind die Schulen, welche sämtlich in früheren Zeiten von Missionaren ins Leben gerufen worden waren, durch die Regierung übernommen worden in gleicher Weise, wie es in den Molukken geschah. Später sind die sogenannten Kampongschulen — jetzt 15 — hinzugekommen, eine Gründung der Radschas aus der Zeit, wo sie noch die Geldbußen für die Schulversäumnisse einheimsten. Als Lehrer stellen die Radschas meist junge Leute an, die keine Lust zu anderen Frohndiensten haben.

Die Ausfuhr von Rote ist gering und ungeregelt; sie erstreckt sich auf Reis, Mais, Hirse, Sirup, Zucker, Tabak, Schweine, Pferde und grobe Leinwand. Auch exportierte man früher die Kesambifrukt pikolweise ²⁾ nach Timor-Kupang, wo in Oëba eine Ölpressen die Nüsse verarbeitete. Die Ablieferung an die Aufkäufer erfolgte in Baä. Seitdem man aber verlangt, daß die Nüsse für den kargen Preis von 2½ Gulden frei nach Oëba geliefert werden sollen, will sich die Bevölkerung nicht mehr mit dem Anbau befassen. Man kann auf Rote auch Matten aus Pandanusgeflecht zum Preise von 25 Cents zu kaufen bekommen; die Eingeborenen tauschen sie aber lieber gegen Pinang (Arekanüsse) im Werte von 10—15 Cents aus. Sie liefern auch auf Bestellung Matten; aber dann verlangen sie Vorausbezahlung, wobei man riskiert, sehr lange auf die Ware warten und den Arbeiter immer antreiben zu müssen. Von Tauwerk ist auch selten Vorrat vorhanden. Man sieht daraus, daß die Industrie der Bevölkerung nur eine sporadische ist; es sind das primitive Zustände, die, wenn nicht mit einem Male, so doch allmählich verbessert werden können.

Was Grund und Boden anlangt, so gelten Weideflächen und Wald als Gemeingut und die einzelnen Pflanzungen als Privateigentum.

Die Einfuhr besteht in Leinwand, Eisen- und Kupfergeschirr, Gewehren, Pulver, Gongs, Korallen, Pinang und Arak. Da die Roten so sehr auf die Pinangnüsse (*Areca catechu*) versessen sind, ist es merkwürdig, daß man so wenig von diesen Bäumen auf der Insel angepflanzt findet; Pinang und Buschmesser spielen die hervorragendste Rolle im Tauschhandel und gelten auch als Zahlungsmittel für Handwerker und Arbeiter. Von eigentlicher Geldzirkulation ist hier noch wenig die Rede; die Schulkinder verstehen sich besser darauf, wie viel Gulden der Reichsthaler enthält, als wie viel Cents zu den kleinen Münzen gehören, da die ersten die beliebte Münze beim Pferdehandel sind, die letzteren dagegen gar nicht zirkulieren.

Die Volksbelustigungen bestehen:

- 1) In Wettrennen (*Foti 'n dale*); zu diesem Behufe sind große kreisförmige Plätze bestimmt, welche von einer Steinmauer eingefast werden.
- 2) In dem *Potong kalapa* (*Tati noh*), worunter man das Abschlagen von Kokosnußspitzen versteht.
- 3) In dem *Metingga* oder *Mefiti*, dem gegenseitigen Stoßen

1) 1 Pikol = 61,75 k.

oder Treten. Dies wird nicht allein von Kindern, sondern auch von Erwachsenen getrieben, und es geht, wie wir schon früher erwähnten, dabei manchmal so wüst zu, daß ernstliche Verletzungen, ja Todesfälle nicht ausgeschlossen sind. Die Mädchen haben gesittetere Spiele; besonders vergnügen sie sich an Gesang und Rundtänzen, wobei das abwechselnde Eintreten in den Kreis und das Heraustanzen aus demselben große Gewandtheit erfordert.

- 4) In dem Tschakalele, einer Art Kriegstanz der Männer.
- 5) In dem Leno oder Lendo, einem von Gesang begleiteten Tanze der Frauen.
- 6) In dem Bobone und Kebabai, Rundtänzen, an welchen beide Geschlechter teilnehmen.

Gesang und Tanz wird stets von Instrumentalmusik begleitet, welche im Schlagen von Gongs, Kolingtangs, Trommeln und Tamburins besteht. Auch haben die Rotenese eine Art hölzerne Gitarre (Sasanu-ai) mit Kupfersaiten und die sogenannte Sasanu-oh von Bambus mit 8—10 Saiten. Die Klangfarbe dieser beiden Instrumente hat etwas Melancholisches.

Trotzdem die „freie Liebe“ unter den Rotenese allgemein verbreitet zu sein scheint, dürfen sich die jungen Leute damit nicht an die Öffentlichkeit wagen: denn werden sie erwischt, so ist zur Besänftigung der Eltern eine Buße im Betrage von 25 Gulden oder einem Büffel fällig. Bisweilen folgt auf solche Entdeckung die Hochzeit, aber nicht immer. Die regelrechte Schließung einer Ehe nach Landesbrauch hat die Zahlung eines Brautschatzes (Béli) durch den Bräutigam oder seine Eltern zur Voraussetzung. Manchmal gestattet man das Zusammenleben der jungen Leute und regelt die Béli erst hinterdrein; aber im allgemeinen gilt das nicht für anständig.

Begehrt ein Jüngling ein Mädchen zur Frau, so macht er zunächst seinen Eltern davon Mitteilung. Heißen diese seine Wahl gut, so senden sie ein paar alte Weiber oder ein paar Familienangehörige mit einer Schale voll Sirih, Pinang und Tabak als Geschenk an die Eltern des Mädchens. Weisen letztere die Gabe nicht zurück, so gilt das als ein Zeichen, daß sie mit der Heirat einverstanden sind. Später unterhandeln die Angehörigen des jungen Mannes mit den Eltern und Verwandten des Mädchens über die Höhe des Brautschatzes, welche sehr verschieden ist und sich sowohl nach der Jugend und Schönheit des Mädchens, als auch nach dem Stande und den Vermögensverhältnissen ihrer Eltern richtet; die Béli wird in Leinwand, Schmucksachen, Gold, Vieh und dergleichen entrichtet und kann leicht einen Wert von 1000 Gulden und darüber darstellen. Ist eine Einigung über den Brautschatz erfolgt, und sind die einzelnen zu demselben gehörenden Wertgegenstände zusammengebracht, dann machen auch die Eltern der Braut ein Gegengeschenk, das bisweilen recht wertvoll ist. Bevor der Jüngling den Brautschatz erlegt, wird ihm ein Schwert und eine Lanze abverlangt, zum Zeichen, daß er sich verbindlich macht, „seine Frau nicht zu töten“. Dann

wird der Hochzeitstag bestimmt, welcher mit einem Festmahle gefeiert wird, zu dem die beiderseitigen Verwandten eingeladen sind. Nun erst kann sich das junge Paar zurückziehen, aber im Geleit zweier alter Frauen. Die Braut trägt nämlich um den Leib einen Gürtel, welcher durch neun Knöpfe geschlossen ist, die, um das Aufmachen zu erschweren, obendrein noch mit Wachs überzogen sind. Der Bräutigam ist nun verpflichtet, den Gürtel aufzuknöpfen, wobei er sich bloß des Daumens und Zeigefingers der linken Hand bedienen darf. Die alten Frauen haben darauf zu achten, daß kein Betrug dabei vorkommt; wollte z. B. der junge Mann den Gürtel zerreißen, so erhielte sein Schwiegervater das Recht, eine bedeutende Buße von ihm einzuziehen. Bevor der Gürtel nicht völlig gelöst ist, darf der Bräutigam nicht in eheliche Gemeinschaft mit seiner Braut treten; wie man mir erzählte, verginge manchmal ein Monat, ja ein Jahr darüber.

Hat der Bräutigam den Gürtel gelöst und damit seine vollen Rechte als Ehemann erhalten, so zeigt er den Gürtel dem Vater der Braut, welcher er dann wohl auch eine goldene oder silberne Halskette zum Geschenke macht. Tritt die Frau in den siebenten Monat der Schwangerschaft ein, so bringt der Mann ein Opfer dar, welches aus einem roten Hahn, einem Büschel Pisang, sieben Sirihfrüchten, einem Teller rohen Reis, eine Kokosnußschale und einem Zweige des Tuakbaumes besteht. Dies Opfer gilt dem Geiste Tefamuli oder Kekela-teik, um ihn zu bestimmen, daß er der Frau zu einer glücklichen Niederkunft verhilft. Ist das Kind geboren, so ist der Vater sehr um dasselbe besorgt; die Mutter stillt es in der Regel zwei Jahre lang; während dieser Zeit darf der Mann keine eheliche Gemeinschaft mit seiner Frau pflegen, woraus sich die auf Rote herrschende Polygamie leicht erklärt. Die Knaben werden in ihrem 14. oder 15. Lebensjahre beschnitten. Ist ein Todesfall eingetreten, so wird die Leiche gewaschen und mitten auf der Hausflur unter lautem Klagegeschrei ausgestellt; rings um die Bahre sind Kleidungsstücke und silberne und goldene Schmucksachen aufgehängt. Gegen 4 Uhr nachmittags wird die Leiche in einen Sarg von Tuak oder anderem Holze gelegt und unter dem Hause begraben. Neben dem Grabe läßt sich eine Frau nieder, die dort neunmal 24 Stunden ausharren muß, um „für die Ernährung des Toten Sorge zu tragen“. Sie darf sich während dieser Zeit weder waschen noch kämmen (Falu oder Fafaluk). Nach dem Begräbnis wird ein Totenfest gefeiert, dessen Schwerpunkt in einer soliden Mahlzeit liegt. Nach Ablauf der neun Tage fordert man den Priester auf, dem Toten das letzte Lebewohl nachzurufen und ihn zu bitten, daß er den Lebenden nicht mehr erscheinen, sondern ruhig im Totenreiche verweilen wolle.

Die Rotenesen fühlen sich sehr abhängig von höheren Mächten; so bringen sie sogar 2 Sternbildern (Dun Manadu und Dun Manafé) Opfergaben in Gestalt von Schafen, Schweinen und Hühnern dar in der Erwartung, daß ihr Vieh dann recht viel Junge, und zwar weiblichen Geschlechtes, wirft.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: [8](#)

Autor(en)/Author(s): Graafland N.

Artikel/Article: [Die Insel Rote \(Rotti\) 134-168](#)